Universität Zürich[UZH]

Nekrologe 2014

Universität Zürich

Nekrologe 2014

Zum Gedenken an unsere verstorbenen Professoren

Prof. Dr. Kaspar Berneis

19. November 1968 bis 28. März 2014

Prof. Kaspar Berneis ist für uns alle unerwartet und viel zu früh am 28.3.2014 verstorben.

Kaspar Berneis
Arzt, 2008 Privatdozent,
2012 bis 2014 Titularprofessor
für Endokrinologie,
Diabetologie, Innere Medizin

Kaspar Berneis wurde am 19.11.1968 in Basel geboren, wo er auch aufwuchs und später Medizin studierte. Nach seiner Promotion im Jahre 1994 bildete er sich zum Facharzt für Innere Medizin an den Universitätsspitälern Liestal und Basel weiter. Es folgte ein zweijähriger Forschungsaufenthalt am Lawrence Berkeley National Laboratory der University of California in der Forschungsgruppe von Prof. Ronald Krauss. Dort befasste sich Kaspar Berneis mit Fragen des Lipoproteinstoffwechsels, insbesondere mit der atherogenen Wirkung der kleinen dichten LDL-Cholesterinpartikel. Diese Forschung setzte er nach seiner Rückkehr an die Medizinische Klinik der Universitätsspitäler Bruderholz und Basel mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds fort. Im Sommersemester 2005 habilitierte er sich an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel für das Fach Innere Medizin und Endokrinologie. Im selben Jahr wechselte Prof. K. Berneis an die Klinik für Endokrinologie, Diabetologie und Klinische Ernährung des Universitätsspitals Zürich, um als Oberarzt die Leitung des Bereichs Klinische Ernährung zu übernehmen.

Als Stoffwechselspezialist hat Kaspar Berneis mit grossem Eifer und wissenschaftlichem «Feu sacré» den Bereich Klinische Ernährung am Universitätsspital Zürich erfolgreich etabliert und dafür ein Ernährungskonzept entwickelt, das mittlerweile auch an anderen Spitälern implementiert wurde. Neben der klinischen Ernährung hat Prof. Berneis auch die interdisziplinäre Sprechstunde für morbide Adipositas ausgebaut, um die Patientinnen und Patienten vor und nach der baria-

trischen Chirurgie ganzheitlich und aufgrund wissenschaftlich gesicherter Evidenz zu betreuen – eine Aufgabe, die angesichts der Popularität der bariatrischen Chirurgie für ein Universitätsspital als akademische Institution vordringlich ist. Die von ihm regelmässig organisierten Symposien und interdisziplinären Fortbildungsveranstaltungen waren bei Kollegen und Fachpersonen äusserst beliebt und wurden rege besucht.

Kaspar Berneis war ein leidenschaftlicher klinischer Forscher. Seine Fachkompetenz bei der Erforschung der kleinen dichten LDL-Cholesterinpartikel und die langjährige Ausbildung im Stoffwechsellabor von Prof. U. Keller am Universitätsspital Basel waren optimale Voraussetzungen, um mittels aufwändiger Glukose-/Insulinclamp-Studien nachzuweisen, dass bereits geringe Mengen fruktosehaltiger Getränke die Zusammensetzung der Cholesterinpartikel ungünstig beeinflussen. Diese Studien wurden in Fachkreisen, aber auch von der Nahrungsmittelindustrie sehr beachtet und haben vor allem in den USA, wo der Konsum von Süssgetränken stark verbreitet ist, ein breites Medienecho gefunden.

Giatgen A. Spinas

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Max L. Birnstiel

12. Juli 1933 bis 15. November 2014

Mit Max L. Birnstiel starb am 15. November 2014 ein Pionier der Molekularbiologie und ein Gründer und Förderer bedeutender wissenschaftlicher Institutionen. Er erblickte das Licht der Welt 1933 in Brasilien und kehrte im Alter von fünf Jahren mit seiner Familie nach Zürich in die Schweiz zurück, wo er die Primarschule und das Gymnasium besuchte. Biologie faszinierte Birnstiel bereits in seiner Jugend. Er studierte zunächst Physikalische Chemie an der ETH Zürich, doktorierte in Botanik bei Professor Albert Frey-Wyssling, ebenfalls an der ETH Zürich, und arbeitete später als Postdoktorand beim Botaniker James Bonner am California Institute of Technology (Caltech) in Pasadena (USA).

Max L. Birnstiel
Molekularbiologe, 1972 bis 1987 Ordentlicher Professor für Molekularbiologie genetisch-zellbiologischer Richtung

In dieser hochkarätigen wissenschaftlichen Umgebung nutzte Birnstiel als einer der Ersten die Methode der RNA/DNA-Hybridisierung, mittels derer er entdeckte, dass die ribosomalen RNA-Gene in Hunderten von Kopien im Genom vorhanden sind. Er machte diese Entdeckung zusammen mit der britischen Biologin Margaret Chipchase, seiner späteren Frau, die ihm ein Leben lang eine verlässliche Partnerin und wichtige Stütze war.

Birnstiel wurde 1963 von Conrad Waddington an die neue Medical Research Council Epigenetics Research Group der Universität Edinburgh (UK) rekrutiert, wo er die wissenschaftliche Karriereleiter bis zum Professor aufstieg. Die Epigenetik befasste sich damals mit der Frage, wie Gene den Phänotyp einer Zelle bestimmen. Allerdings war es fast unmöglich, die chromosomale DNA und somit die Gene zu analysieren, da Restriktionsenzyme, DNA-Klonierung und PCR-Methoden erst später entdeckt wurden. Birnstiel erkannte allerdings, dass physikalische Methoden es erlauben, einige Gene von der Gesamt-DNA zu trennen, falls

diese Gene eine atypische Basenpaarkomposition besitzen und in hoher Kopiezahl vorkommen.

Birnstiel war bereits ein berühmter Wissenschaftler auf dem aufstrebenden Gebiet der Molekularbiologie, als er 1972 als Direktor des neu gegründeten Instituts für Molekularbiologie II an die Universität Zürich berufen wurde. In Zürich hat sein Forschungsteam die Histongene des Seeigels mittels einer verbesserten Ultrazentrifugierungsmethode gereinigt und als erste proteinkodierende Gene eines höheren Lebewesens charakterisiert. Dieser grossartige Erfolg markierte allerdings bereits das Ende einer Ära. 1975 wurde die Genklonierung eingeführt, welche die Genomanalyse revolutionierte und gleichzeitig die Genreinigung mittels physikalischer Methoden überflüssig machte. Birnstiel erkannte die Gunst der Stunde und war an vorderster Front mit dabei bei der Erforschung der Genstruktur und Genregulation mittels DNA-Klonierung und Sequenzierung. In rascher Folge machte er bahnbrechende Entdeckungen. So konnte Birnstiels Team eine geninterne DNA-Sequenz als transkriptionellen Promoter der tRNA-Gene identifizieren. Die funktionelle Analyse der Histongene in injizierten Froscheizellen führte zur Identifizierung regulatorischer DNA-Elemente, die für die Initiation der Gentranskription verantwortlich sind. Besonders spannend war die Entdeckung eines «Modulator»-Elements, das 120 Nukleotide vor dem Promoter des H2A-Histongens angeordnet ist. Diese DNA-Sequenz konnte in beiden Orientierungen die Gentranskription aktivieren und war somit das erste Mitglied der «Enhancer»-Elemente, die später von anderen Forschungsgruppen als wichtige regulatorische Sequenzen für die Genexpression charakterisiert wurden. Birnstiels Team entdeckte ebenfalls als erste Forschungsgruppe, dass eine kleine nukleäre RNA als Bestandteil eines RNA-Proteinkomplexes für die Erkennung und Entstehung des 3'-Endes der mRNA verantwortlich ist.

Nach 14 erfolgreichen Jahren in Zürich nahm Birnstiel eine neue Herausforderung an und wurde Gründungsdirektor eines Grundlagenforschungsinstituts in Wien.

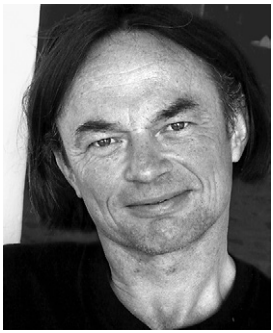
Birnstiel hat als hervorragender Wissenschaftler und visionärer Denker die Forschungslandschaft über nationale Grenzen hinweg gestaltet, auch durch sein aktives Engagement in vielen internationalen Forschungsgremien. Seine hervorragenden Leistungen wurden durch mehrere Forschungspreise, wie den angesehenen Otto Naegeli-Preis, sowie Ehrendoktorate und Professuren der Universitäten Zürich, Wien, Freiburg, Lund und Guelph gewürdigt. Birnstiel war Mitglied vieler Akademien, so auch in der US National Academy of Sciences, der American Chemical Society, der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Die stetige Suche nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen war ein wesentlicher Bestandteil von Birnstiels Leben. Wie es für Spitzenleistungen notwendig ist, war er sich und anderen gegenüber sehr fordernd. Er war allerdings auch fair, fördernd und grosszügig im Umgang mit seinen Mitarbeitern. Für ihn als Bonvivant waren die sozialen Ereignisse an seinen Instituten wichtig, die oft mit gutem Wein und Essen einhergingen. Nach seiner Rückkehr 2002 in die Schweiz hatte er vermehrt Zeit für seine Hobbys wie Gärtnern, Lesen und Reisen in entfernte Gegenden der Welt. Birnstiel hinterlässt ein reiches wissenschaftliches Vermächtnis, das nicht nur bahnbrechenden Entdeckungen, sondern auch weltbekannte Life-Science-Institute umfasst, die durch seine persönliche Intuition, seine Visionen und seine Kreativität entstanden sind. Die europäische und internationale Wissenschaft schuldet ihm dafür viel Respekt und Dankbarkeit.

Meinrad Busslinger

Prof. Dr. Johannes Fehr

28. März 1957 bis 17. Juli 2014



Johannes Fehr
Germanist, 1997 Privatdozent, 2004 bis 2014 Titularprofessor für Sprachtheorie

Johannes Fehr wurde 1957 als drittes Kind von Willi und Ida Fehr-Winkler in Erlenbach (ZH) geboren, wo er seine gesamte Kindheit verlebte. Nach der Primar- und Sekundarschule besuchte er das Mathematisch-Naturwissenschaftliche Gymnasium in Zürich, an dem er im Herbst 1976 die Matura (Typus C) ablegte. Anschliessend begann er an der Universität Zürich sein Studium in der Fächerkombination Germanistik, Französische Literatur und Anthropologische Psychologie. Nachdem er 1980 bis 1981 für zwei Semester einen Studienaufenthalt in Paris absolviert hatte, schloss er im Sommer 1982 sein Studium mit einer Lizentiatsarbeit in Geschichte der Französischen Literatur ab. Von 1981 bis 1984 erteilte er an der Kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene und an der Kantonsschule Stadelhofen Deutschunterricht.

Ab Frühjahr 1984 war er Assistent am Psychologischen Institut der Universität Zürich bei Professor Detlev von Uslar. Bei ihm promovierte er 1987 mit einer sprachtheoretischen Untersuchung von Sigmund Freuds frühen Schriften («Das Unbewusste und die Struktur der Sprache. Studien zu Freuds frühen Schriften»). 1997 habilitierte er sich an der Universität Zürich mit einer Studie zur sprachtheoretischen Bedeutung des Nachlasses von Ferdinand de Saussure («Saussure entre linguistique et sémiologie»). Er entwickelte hierbei eine neue Sicht auf den grossen Linguisten, indem er dessen offene Denkweise und dessen skeptischen Blick auf die eigene Sprachtheorie herausarbeitete.

2004 wurde er zum Titularprofessor ernannt. Ihm wurde die Venia Legendi für das Gebiet der Sprachtheorie verliehen. Er fand Anerkennung durch ehrenvolle Einladungen als Gastwissenschaftler. Daneben engagierte er sich durch eine breit gefächerte Lehrtätig-

keit an der Philosophischen Fakultät, unter anderem zur Semiotik, zur Psychologie der Zeichen oder zu Freuds und Lacans Auseinandersetzung mit der Sprache. Vor allem Studierende der Germanistik, Romanistik, Philosophie und Psychologie schätzten diese Bereicherung des Lehrangebotes.

Schwerpunkt seiner Forschung war das sprachtheoretische Denken an den Rändern von Linguistik und Semiotik, Psychologie und Philosophie. Auswirkungen kommunikationstechnologischer Entwicklungen auf den Umgang mit und das Verständnis von Sprache standen dabei ebenso im Blickfeld wie die sprachgestalterische Reflexion literarischen Schreibens. Johannes Fehr war an der Initiierung und Durchführung mehrerer transdisziplinär angelegter Forschungsprojekte – «Schreiben am Netz», «Narrativität in den Wissenschaften», «Wissenschaft kontrovers», «Archäologie der Zukunft» – massgeblich beteiligt.

Johannes Fehr arbeitete ab 1997 als Programmbeauftragter am Collegium Helveticum. Dieses war 1997 von der ETH Zürich als Forum für den Dialog zwischen den Wissenschaften mit dem Ziel gegründet worden, das gegenseitige Verständnis zwischen den Natur- und Technikwissenschaften und zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften zu fördern. Bis 2004 bildete ein zahlenmässig kleines Graduiertenkolleg für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Zürich und der ETH Zürich den Kern der Institution. Die interdisziplinäre Umgebung wurde durch Einladung von international renommierten Gästen aus Wissenschaft, Literatur und Kunst, die jeweils für je ein Semester am Collegium weilten, verstärkt. Ab 1999 war Johannes Fehr verantwortlich für den Programmbereich Kunst und Literatur. Zwischen 2001 und 2011 amtete er als stellvertretender Leiter des Collegium Helveticum. Seit 2004 wird das Collegium Helveticum gemeinsam von ETH Zürich und Universität getragen. Gleichzeitig wurde die bis heute aktuelle Struktur mit

auf fünf Jahre gewählten Fellows, allesamt Inhaber von Lehrstühlen an der Universität Zürich und der ETH Zürich, die an einem gemeinsam definierten Schwerpunktthema arbeiten, eingeführt. In der Aufbauphase des Collegium Helveticum ab 1997 unter den jeweiligen Leitern Prof. Dr. Adolf Muschg und Prof. Dr. Helga Nowotny wie auch nach der Neuausrichtung des Collegiums ab 2004 unter der Leitung von Prof. Dr. Gerd Folkers war Johannes Fehr massgeblich am Aufbau und der Entwicklung des Collegium Helveticum beteiligt. Der inter- und transdisziplinäre Ansatz war ihm stets eine Herzensangelegenheit. Er lebte diesen in seiner leitenden Funktion, aber auch in der Beratung und Unterstützung von am Collegium Helveticum etablierten Forschungsprojekten und vor allem auch bei seiner eigenen Forschung.

Grosse Verdienste erwarb sich Johannes Fehr insbesondere beim Aufbau des Ludwik Fleck Zentrums am Collegium Helveticum, den er seit der Gründung im Jahr 2005 mit viel Herzblut vorantrieb. Das Ludwik Fleck Zentrum verwaltet den wissenschaftlichen Nachlass von Ludwik Fleck und ist eine Stätte für die Erforschung seines Werks und ein Ort der Auseinandersetzung mit seinem Leben und Denken. Als Leiter des Zentrums war es Johannes Fehr – neben seinen eigenen Arbeiten zu Ludwik Fleck – ein stetes Anliegen, den Austausch und die Vernetzung zwischen den verschiedenen bereits im Gange befindlichen oder im Entstehen begriffenen einschlägigen Forschungsvorhaben respektive zwischen den daran beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und interessierten Kreisen zu fördern.

Martin Schmid

Prof. Dr. Georg Forster

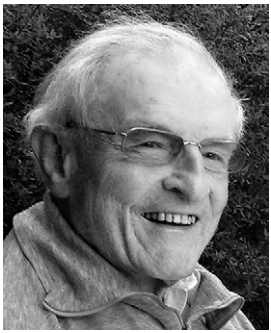
4. Februar 1921 bis 10. Februar 2014

Am 10. Februar 2014 verstarb Prof. Dr. med. Georg Forster nach seinem 93. Lebensjahr. Georg Forster hat mit seiner Forschung auf dem Gebiet der Enzymdiagnostik die moderne Kardiologie entscheidend mitgestaltet.

Nach seiner Ausbildung zum Arzt in Zürich bei den Professoren Löffler und Rossier sowie nach vieljähriger Tätigkeit als Oberarzt in der Medizinischen Poliklinik bei Professor Hegglin habilitierte er sich 1968 mit einer Studie zur Enzymdiagnostik des Herzinfarktes. Sodann wechselte er als Associate Professor an die University of Illinois und die Universität von Chicago.

Schon in Zürich arbeitete Georg Forster an der damals neuen Diagnostik mit Enzymen; zahlreiche Publikationen erschienen. Besonders erwähnenswert ist unter anderen die frühe Arbeit «Die Kreatinphosphokinase in der Diagnostik von Herzinfarkt und Myopathie» von 1961. Auch sonst betraf seine wissenschaftliche Tätigkeit vor allem die Kardiologie: die Behandlung der Herzinsuffizienz mit dem damals neuen Digitalisglycosid Acetyldigitoxin sowie die Therapie von Herzrhythmusstörungen und die Diagnostik des Herzinfarktes auf Grund eines Anstiegs von Herzmuskelenzymen im Serum: der Glutamatoxalat-Transaminase, der Lactatdehydrogenase, Phosphofructaldolase und Sorbitdehydrogenase. Ausserdem befasste er sich auch mit anderen Leberenzymen, die noch heute unabdingbar zur Diagnostik der Leberpathologie gehören. Mit diesen Arbeiten darf man Georg Forster als einen Pionier der Serum-Enzymdiagnostik bezeichnen. 1975 wurde er von der Universität Zürich zum Titularprofessor für Innere Medizin ernannt.

In späteren Jahren konzentrierte sich Georg Forster auf die Pathogenese der Arteriosklerose und die The-



Georg Forster
Azrt, 1968 Privatdozent, 1975 bis 1997 Titularprofessor für Innere Medizin

rapie der Hypercholesterinämie mit Statinen und Fibraten. Er war Gründungsmitglied der Arbeitsgruppe für Lipide und Arteriosklerose (AGLA).

Neben seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit betreute er auch zahlreiche Dissertanden, unter anderem auch die Dissertation von Charles Weissmann: «Die Bedeutung der Transaminasen für die interne Diagnostik», erschienen 1959.

Nach zwei Jahren Tätigkeit in den USA kehrte Georg Forster aus familiären Gründen in die Schweiz zurück und übernahm 1969 als Chefarzt die Medizinische Abteilung des Spitals der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich, wo er während der letzten Jahre auch als ärztlicher Direktor tätig war. Eine weitere wissenschaftliche Forschungsarbeit war mit dieser Tätigkeit nicht vereinbar. Prof. Dr. Forster widmete sich aber weiter intensiv der Lehre. In zahlreichen Vorlesungen und Kursen im Bereich der Inneren Medizin und der Kardiologie führte er Studenten und Ärzte in diese Gebiete ein; dabei zeigte er als Vorbild, wie wissenschaftliches Denken und menschliche Empathie sich vereinen lassen und gleichermassen wichtig sind.

Erstaunlich ist, wie Georg Forster neben seinen medizinischen Tätigkeiten noch Zeit fand für andere wichtige Aufgaben. So engagierte er sich in vielen medizinischen Vereinen, war während des Zweiten Weltkriegs im Militärdienst und schliesslich als Oberst aktiver Befürworter der Landesverteidigung. Als Sportler absolvierte er 25-mal den Engadiner Marathon und war immer begeistert von der Bergwelt des Engadins und von den Werken des Malers Giovanni Segantini. Da verwundert es nicht, dass er sich einmal beklagte, er habe zu wenig Zeit für seine Familie gehabt.

Aber auch diese war selbstverständlich für ihn sehr wichtig. Nach der Heirat mit Mirjam Schaichet entsprossen der Ehe vier Kinder. Seine Ehefrau unterstützte ihn immer in seinen vielfältigen Tätigkeiten und

fand daneben noch Zeit, als Kinderärztin in einer eigenen Praxis zu arbeiten.

Nach seinem Rücktritt als Chefarzt praktizierte Georg Forster noch viele Jahre in einer eigenen Praxis als Internist und Kardiologe. Sein Interesse an den weiteren Fortschritten in der Medizin blieb ungebrochen.

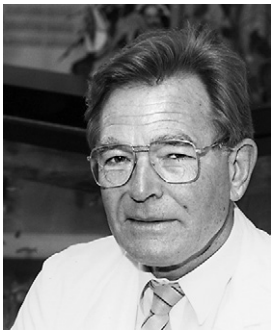
Georg Forster hat in seinem langen Leben für die medizinische Forschung, für seine Patienten und für die Ausbildung von Ärzten sehr viel geleistet. Als Vorbild wird er uns in Erinnerung bleiben.

Beat Morell

Prof. Dr. E. Rudolf Froesch

31. März 1929 bis 6. März 2014

Am 6. März 2014 ist Professor Dr. E. Rudolf Froesch, Arzt, Lehrer und Forscher am Universitätsspital Zürich, in seinem 85. Altersjahr verstorben. Als Arzt hat er während der fast 40 Jahre seines Wirkens eine Vielzahl von Patienten betreut, als Lehrer mehrere Studentengenerationen mitgeprägt und als Forscher Wegmarken gesetzt, die ihn weit über die Schweiz hinaus bekannt gemacht haben.



E. Rudolf Froesch
Arzt, 1964 Privatdozent, 1970 Ausserordentlicher und 1991 bis 1996 Ordentlicher Professor für biochemische Pathophysiologie

Ruedi Froesch wurde 1929 geboren. Nach Abschluss des Gymnasiums begann er auf den Spuren seines Vaters, der praktischer Arzt in Zürich-Wollishofen war, 1947 in Lausanne mit dem Medizinstudium, das er 1954 mit dem medizinischen Staatsexamen und der Promotion zum Doktor der Medizin abschloss. Bereits in seiner Dissertation über «die Funktion der Nebennierenrinde in der Insulin-Gegenregulation» hatte er sich auf den Weg der experimentellen Endokrinologie begeben. Diesen Weg setzte er wenig später mit einem dreijährigen Aufenthalt am Peter Bent Brigham Hospital der Harvard Medical School in Boston fort, unter der Leitung von George W. Thorn, einem Pionier der Endokrinologie. Dort lernte er auch seinen Lehrer und wissenschaftlichen Mentor Albert Renold kennen, den späteren Direktor des Institut de Biochimie Clinique der Universität Genf, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. Nach drei Jahren in Boston kehrte er an das Universitätsspital nach Zürich zurück und gründete, erst 28-jährig, als Assistenzarzt der Medizinischen Klinik die Stoffwechselabteilung, deren Leitung er 1962 übernahm.

Mit zwei herausragenden Entdeckungen legte Ruedi Froesch zwischen 1957 und 1962 den Grundstein für seine Forscherkarriere: Er entdeckte eine angeborene Störung des Fruchtzucker-Stoffwechsels und den ihr

zugrunde liegenden Enzymdefekt sowie einen zunächst rätselhaften «Serumfaktor» mit insulinähnlichen Wirkungen. Dieser «Faktor» wurde ursprünglich als non-suppressible insulin-like activity, NSILA, bezeichnet, weil seine Wirkungen im Gegensatz zu denen des Insulins durch Insulin-Antikörper nicht hemmbar waren. Viele Forscherkollegen glaubten, dass NSILA ein Artefakt sei. Doch Ruedi Froesch arbeitete mit unvermindertem Enthusiasmus an dem Thema weiter. In Zusammenarbeit mit R. E. Humbel vom Biochemischen Institut der Universität Zürich wurden 1976 aus NSILA zwei Eiweissstoffe isoliert und sequenziert, die als insulin-like growth factors IGF I und II in die medizinische Literatur eingegangen sind.

1964 habilitierte sich Ruedi Froesch für das Fach Klinische Biochemie, 1970 wurde er zum Extraordinarius für Pathophysiologie befördert und 1991 vom Zürcher Regierungsrat zum Ordinarius gewählt.

Für seine Forschungen zur hormonellen Regulation des Fettgewebsstoffwechsels wurde Ruedi Froesch 1967 mit dem angesehenen Minkowski-Preis der Europäischen Diabetesgesellschaft ausgezeichnet. Er hat über die Entstehung der extrapankreatischen Tumorhypoglykämie gearbeitet, eine neue, familiäre Form des Cushing-Syndroms beschrieben, sich mit der Verwendung von Zuckerersatzstoffen in der parenteralen Ernährung beschäftigt, neue Prinzipien in der Behandlung des diabetischen Komas eingeführt und an der Entwicklung einer Insulin-Infusionstherapie mittels programmierbarer Pumpen zur optimalen Einstellung von Diabetikern mitgewirkt. 1978 wurde ihm der renommierte Otto Nägeli-Preis der Schweiz verliehen, im gleichen Jahr erhielt er die Paul-Langerhans-Medaille der Deutschen Diabetesgesellschaft. 1986 wurde ihm die Ehre zuteil, die «European Lecture» der englischen Gesellschaft für Endokrinologie halten zu dürfen.

In der Lehre hat Ruedi Froesch mit der Erstellung audiovisueller Lernprogramme die Lehrmethoden be-

reichert und durch die Einführung von Mediendissertationen bei vielen Medizinstudenten schlummernde Talente geweckt. Schliesslich gehörte er zu den Gründervätern der Postgraduate-Kurse für experimentelle Medizin und Biologie. Ruedi Froeschs Lehrfibel «Pathophysiologie», die er zusammen mit A. Bühlmann verfasst hat, sowie seine berühmte Diabetesfibel, die in Zusammenarbeit mit H. U. Frehner, dem früheren Chefarzt des Spitals Uster, entstanden ist, haben mehrere Generationen von Medizinstudenten, praktischen Ärzten, Endokrinologen und Diabetologen mitgeprägt. Aus seiner Forschergruppe sind mehrere medizinische Chefärzte und Professoren der medizinischen Grundlagenforschung hervorgegangen.

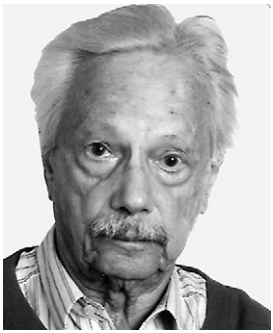
Unermüdlich und beispielhaft war Ruedi Froeschs Einsatz im Dienste seiner Patienten. Sosehr er sich auch für Forschung und Lehre engagierte, seine Patienten waren ihm mindestens ebenso wichtig. In der endokrinologischen Kontrollstation und auf den klinischen Visiten kamen seine ärztlichen Qualitäten, Empathie und Fachkompetenz, voll zum Tragen. Nach seiner Pensionierung war er mehrere Jahre als Präsident des Kantonalen Ethischen Komitees tätig.

Für seine Mitarbeiter war Ruedi Froesch eine Persönlichkeit mit Vorbildcharakter, die neben natürlicher und unangefochtener Autorität viel menschliche Wärme ausstrahlte.

Jürgen Zapf

Prof. Dr. Hans Friedrich Geisser

6. August 1928 bis 17. Januar 2014



Hans Friedrich Geisser
Theologe, 1970 bis 1993
Ordentlicher Professor für
Systematische Theologie

Am 17. Januar 2014 ist der Theologe Hans Friedrich Geisser in seinem 86. Lebensjahr gestorben. Seitdem er vor einigen Jahren in Zürich-Oberstrass, wo er mit seiner Frau wohnte, von einem Tram angefahren worden war, hatten seine Lebenskräfte stets abgenommen und seine Gesundheitsprobleme ständig zugenommen. Das führte zu mehreren Aufenthalten in Kliniken und Rehabilitationszentren, sodass er nur beschränkt dazu kam, mit seiner Frau den neuen Wohnsitz in Turgi zu geniessen. Bei Besuchen in diesen letzten Jahren kam mir oft die Überschrift des Aufsatzbandes in den Sinn, den ihm seine Mitarbeiter zum 65. Geburtstag geschenkt hatten: «Annahme der Endlichkeit» (1993 im Theologischen Verlag Zürich erschienen).

Hans Friedrich Geisser wurde am 6. August 1928 als ältester Sohn einer Pfarrersfamilie im deutschen Münsingen (Baden-Württemberg, Landkreis Reutlingen) geboren. Die schwäbische Herkunft prägte seine Sprache, aber auch seine stets freundliche, feinfühlige Umgangsart und seinen subtilen, leisen Humor. Nach dem Gymnasium in Bad Urach studierte er evangelische Theologie in Tübingen und Göttingen. Vor allem die im Tübinger Stift verbrachten Jahre sollten sich prägend auswirken, wie er selber oft betonte. Seine akademischen Qualifikationsarbeiten brachten bereits sein stetes Interesse für die Dogmen- und Theologiegeschichte, insbesondere im 19. Jahrhundert, zum Ausdruck. Die 1962 in Tübingen zur Promotion angenommene Dissertation war der Trinitätslehre gewidmet und interessierte sich, wie es im Untertitel heisst, für das «Schicksal des Dogmas in der evangelischen theologischen Tradition des 19. Jahrhunderts bis zur Rezeption durch Karl Barth». Mit der 1967 in Bonn eingereichten Habilitationsschrift kündigte sich bereits ein zweiter prä-

gender Schwerpunkt an, nämlich das Interesse für die Konfessionskunde und das ökumenische Gespräch: Die Arbeit war dem Thema Glaubenseinheit und Lehrentwicklung beim römisch-katholischen Theologen Johann Adam Möhler (1796–1838) gewidmet. Sein ganzes Leben hindurch wirkte Hans Geisser in ökumenischen Institutionen mit, wie etwa dem Konfessionskundlichen Institut Bensheim. Aber auch das Gespräch mit der orthodoxen Theologie suchte er, zum Beispiel durch die Zusammenarbeit im Centre Orthodoxe du Patriarchat Œcuménique in Chambésy. So entwickelte er sich zu einem der besten Kenner der römisch-katholischen und der östlich-orthodoxen Theologie unter den evangelischen Theologen seiner Zeit. Insbesondere widmete er sich der ökumenischen Aufarbeitung der Entscheidungen des Zweiten Vatikanischen Konzils sowie der Impulse, die der evangelischen Theologie durch die römisch-katholische Lutherforschung erwachsen sind.

Nach seiner Habilitation hatte Hans Geisser an der Bonner Theologischen Fakultät eine ausserplanmässige Professur inne, doch nur für kurze Zeit, denn bereits 1970 wurde er an die Universität Zürich berufen, wo er Nachfolger von Eberhard Jüngel auf dem Lehrstuhl für Systematische Theologie, Dogmengeschichte und Symbolik wurde, wobei Symbolik hier als Konfessionskunde, als Kenntnis der unterschiedlichen Glaubenssymbole, zu verstehen ist. Auf diesem systematischen Lehrstuhl wirkte er, neben Gerhard Ebeling und später Walter Mostert, bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1993. In diese lange Amtszeit fielen auch Aufgaben in der universitären Selbstverwaltung: So war er unter anderem Dekan der Theologischen Fakultät sowie längere Zeit Direktor des Instituts für Hermeneutik, Ämter, die er mit viel Aufopferung und Demut ausübte.

Seine systematische Reflexion war stark interdisziplinär geprägt: So entwickelten sich etwa seine Arbeiten zum theologischen Menschenverständnis in regem

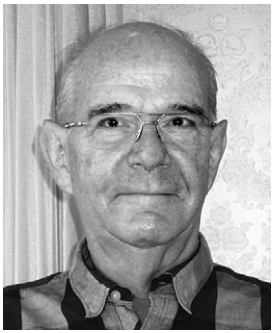
Austausch mit anthropologischen Ansätzen in den Humanwissenschaften. Ebenfalls wichtig war ihm, die Schöpfungstheologie mit den neuzeitlichen Naturwissenschaften ins Gespräch zu bringen, wobei Gespräch im wörtlichen Sinn galt: Es ging nicht nur darum, Publikationen zur Kenntnis zu nehmen, sondern in einem Arbeitskreis mit Vertretern der naturwissenschaftlichen Disziplinen diese Fragen zu diskutieren.

Aber auch die Präsenz der Theologie in der Öffentlichkeit war ihm ein wichtiges Anliegen. Das zeigte sich in vielen Vorträgen und Zeitungsbeiträgen. Dazu gehörte auch sein Interesse für die kirchliche Verankerung der theologischen Arbeit. So wirkte Hans Geisser in verschiedenen Gremien mit, etwa in der Theologischen Kommission des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes. Ich hatte das Glück, in diesem Rahmen mehrere Jahre mit ihm zusammenzuarbeiten, und ich denke auch heute noch gerne an die gemeinsame Zeit in dieser Kommission zurück: Sie hat prägend auf mich gewirkt.

Pierre Bühler

Prof. Dr. Rudolf Grossenbacher

16. Januar 1943 bis 27. November 2014



Rudolf Grossenbacher
Arzt, 1983 Privatdozent, 1991 Titularprofessor für Otorhinolaryngologie

Rudolf Grossenbacher wurde 1943 in Muri (AG) geboren. Er studierte von 1963 bis 1969 Medizin in Zürich und Wien. Nach einem Jahr in allgemeiner Chirurgie entschied er sich für die Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde und trat eine Assistentenstelle an der ORL-Klinik des Kantonsspitals St. Gallen an. Nach einem guten Jahr wechselte er an die ORL-Klinik des Universitätsspitals Zürich (USZ). 1975 promovierte er mit einer Arbeit über die Pathologie des runden Fensters, das Mittel- und Innenohr verbindet. 1984 wurde er zum Oberarzt befördert.

Schon bald faszinierte ihn die Idee der Chirurgie mittels CO_2-Laser. Um sich das Rüstzeug in Laserchirurgie zu holen, ging er nach Boston zu Professor Jako, dem damals unbestrittenen Leader auf diesem Gebiet. Zurück in Zürich, machte er sich mit dem ihm eigenen Enthusiasmus daran, die Möglichkeiten dieser neuen Technologie im Labor und in der Klinik auszuloten. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen fasste er 1983 in seiner Habilitationsschrift «Chirurgie mit Laserstrahlen in der Otorhinolaryngologie – eine experimentelle und klinische Studie» zusammen. Wenig später wurden sie vom Thieme Verlag als Buch mit dem Titel «Laserchirurgie in der ORL» publiziert. Die Tatsache, dass seine Arbeiten bis in die späten 1990er Jahre regelmässig zitiert wurden, belegt deren Bedeutung. 1984 wurde er zum Chefarzt der ORL-Klinik am Kantonsspital St. Gallen gewählt. Diese Klinik hat er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2008 geführt. In dieser Zeit baute er die Klinik zur grössten nicht universitären ORL-Klinik der Schweiz aus.

Ruedi Grossenbacher blieb (im Gegensatz zu den meisten Chefarztkollegen) ein «ORL-Generalist», auch wenn er natürlich spezielle Interessen pflegte: Neben

der Laserchirurgie und der Tumorchirurgie waren dies vor allem die Chirurgie der Schilddrüse und der Nasennebenhöhlen, bei der er, entgegen dem allgemeinen Trend zur Verwendung des Endoskops, das Operationsmikroskop bevorzugte. Obwohl der CO_2-Laser sein bevorzugter Laser blieb, interessierte er sich auch für andere Lasertypen, insbesondere für den Erbium:YAG-Laser, dessen Einsatz im Bereich der Stapesfussplatte er auch im Labor erforschte. 1991 wurde er in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Titularprofessor der Universität Zürich ernannt. In den späteren Jahren liess seine Forschertätigkeit etwas nach, nicht aus mangelndem Interesse oder wegen fehlender Ideen, sondern weil ihm die klinische und administrative Arbeit immer weniger Zeit liess. Trotzdem hat er insgesamt über 60 wissenschaftliche Publikationen herausgebracht, die letzte davon knapp ein Jahr vor seiner Pensionierung.

Ruedi Grossenbacher hat sich bis zum Ende seiner Tätigkeit als Dozent in ORL, als Examinator am Staatsexamen und insbesondere als Ausbildner von über 30 ORL-Fachärzten verdient gemacht. Um besonders begabten und interessierten jungen Ärzten einen Blick über die (für ihn immer etwas engen) Schweizer Grenzen zu ermöglichen, hat er wiederholt einen Austausch mit den Kliniken von Mainz und Minnesota organisiert. Besonders stolz war er auf das von ihm mit Kollegen aus Minneapolis initiierte «International Forum of Otolaryngology», bei dem sich zwischen 1986 und 1998 regelmässig eine Anzahl Kollegen zum transatlantischen Meinungsaustausch abseits der Pfade des «etablierten Kongress-Zirkus» trafen. Wer die Ehre hatte, zu diesen Foren eingeladen zu werden, wird sich zweifelsohne an die offene Atmosphäre dieser Veranstaltungen erinnern. Im Mai 1998 wurde er zum korrespondierenden Mitglied der Deutschen Gesellschaft für HNO, Kopf- und Halschirurgie ernannt. Auch in der

Schweizerischen ORL-Gesellschaft, deren Präsident er 1996–1997 war, hat er sich engagiert.

Rudolf Grossenbacher besass eine grosse natürliche Autorität, die er selbstkritisch (aber zu Unrecht) seiner stattlichen Postur zuschrieb. Im Umgang mit den Patienten pflegte er einen paternalistischen Stil, der ihm bei seinen oft aus ländlichen Gebieten stammenden Patienten viel Vertrauen verschaffte. Wie sehr er sich mit «seiner» Klinik identifizierte, konnte man (nicht ohne Schmunzeln) daran erkennen, dass bei Präsentationen aus seiner Klinik oft das Logo der Klinik einen dominanten Platz einnahm. Bei solchen Gelegenheiten konnte man auch immer wieder seinen väterlichen Stolz auf «seine Mannschaft» erleben.

Nach seiner Pensionierung entdeckte er eine neue Leidenschaft: Ausgedehnte Reisen mit seiner zweiten Ehefrau Barbara Peter führten ihn im wahrsten Sinne des Wortes rund um den Globus. So führte ihn eine Kreuzfahrt in die Antarktis, eine andere nach Spitzbergen. Per «Kreuzflug» bereiste er ausgewählte Destinationen im Nahen und Mittleren Osten sowie in Lateinamerika. In Afrika besuchte er Südafrika und seine Nachbarländer. Schon immer ein Freund starker Autos, fand er nun auch Freude an Oldtimern, mit denen er beispielsweise durch das Tirol oder Schottland kurvte. Eine Reise nach Australien im Herbst 2014 sollte seine letzte werden. Am 27. November 2014 verstarb er völlig unerwartet bei «voller Gesundheit». Welch grosse Wertschätzung er unter Kollegen, Mitarbeitern und Freunden genoss, konnte man an der zu seinem Gedenken organisierten Abschiedsfeier erleben.

Markus Wolfensberger

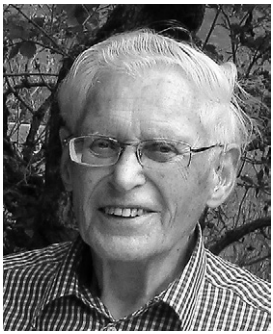
Prof. Dr. Dr. h.c. Gerold Hilty

12. August 1927 bis 6. Dezember 2014

Gerold Hilty war auf dem Wege zu einer Buchvernissage, wo er einen Vortrag halten sollte, als plötzlich sein Herz versagte. Er war am 12. August 1927 als Sohn eines Gymnasiallehrers und als jüngerer Bruder des Publizisten Hans Rudolf Hilty geboren worden. Die Matura Typus A erwarb er 1946 an der Kantonsschule St. Gallen und studierte darauf Romanistik an der Universität Zürich und ein Jahr an der Madrider Universität. 1953 promovierte er mit der Textausgabe eines astrologischen Traktats, das im 13. Jahrhundert am Hofe Alfons des Weisen vom Arabischen ins Spanische übertragen worden war. Das Werk «El libro conplido en los iudizios de las estrellas», dem er auch mehrere Artikel widmete, wurde 1954 von der Real Academia Española publiziert.

Als Assistent am Romanischen Seminar der Universität Zürich und als Lehrer an der Kantonsschule St. Gallen bereitete er seine Habilitation vor. Sie befasst sich mit einer besonderen Form der Redewiedergabe, der sogenannten erlebten Rede – er bevorzugte den Ausdruck «reflektierender Stil» –, insbesondere in der französischen Literatur. Das Habilitationsverfahren war formell noch nicht ganz abgeschlossen, als er mit 32 Jahren zum Nachfolger seines Lehrers Arnald Steiger berufen wurde.

Seit 1959 als ausserordentlicher und seit 1964 als ordentlicher Professor für romanische Philologie, vertrat er die französische Sprachwissenschaft, zu der zu seiner Zeit auch noch die Sekundarlehrerausbildung gehörte, sowie die gesamte Iberoromanistik (Sprache und Literatur). Erst der Ausbau der Romanistik, dessen treibende Kraft er war, erlaubte ihm, sich bei steigenden Studentenzahlen zuletzt stärker auf die spanische Spra-



Gerold Hilty
Philologe, 1955 Ausserordentlicher und 1964 bis 1993 Ordentlicher Professor für romanische Philologie, 1980 bis 1982 Rektor der Universität Zürich

che und die spanische Literatur des Mittelalters zu konzentrieren.

Gerold Hilty war bei seinen Studierenden ein äusserst erfolgreicher Dozent, dessen Vortrag sich durch besondere Klarheit auszeichnete. Eine ungewöhnlich hohe Zahl seiner Schüler hat habilitiert. Ihre eigenen akademischen Karrieren entwickelten sich in verschiedene Richtungen, denn Hilty liess seinen Habilitanden viel Raum zur Selbstständigkeit. Insbesondere verfügte er auch über ein bemerkenswertes Organisationstalent. Besonders geschickt war er im Umgang mit anderen Menschen, konnte sich aber auch über Kollegen aufregen, die über dieses Talent nicht verfügten.

Die administrativen Aufgaben, die er übernahm, waren ausserordentlich zahlreich. Es sei hier zuvorderst die Übernahme des Dekanats der philosophischen Fakultät (1976–1978) und vor allem des Rektorats der Universität (1980–1982) genannt. Dabei fiel sein Rektorat in die Zeit der Zürcher Jugendunruhen. Dass die Universität Zürich davon nur am Rande betroffen war, ist nicht zuletzt seinem Geschick zu verdanken. Dabei bedauerte er allerdings die damals noch geringen Wirkungsmöglichkeiten des Rektors.

Seit 1963 war er Redaktor der schweizerischen romanistischen Zeitschrift «Vox Romanica», lange Zeit zusammen mit seinem Basler Kollegen Carl Theodor Gossen, nach dessen Tod von 1983 bis 1991 allein. Über seinen Rücktritt als Professor im Jahre 1993 hinaus war er Präsident der geistes- und sozialwissenschaftlichen Abteilung des Schweizerischen Nationalfonds (1989–1996) und übernahm zusätzlich für zehn Jahre die Leitung der Seniorenuniversität (1993–2003). Besonders zeitraubend war sein militärisches Engagement als Stabsoffizier und zuletzt von 1978 bis 1983 als Kommandant der Reduitbrigade 22.

Neben diesen vielen administrativen Verpflichtungen – er war auch Mitglied der reformierten Kirchenpflege seiner Wohngemeinde Oberrieden – hat er ein

herausragendes wissenschaftliches Œuvre hinterlassen. Er war sehr aufgeschlossen für neuere Strömungen der Linguistik, seine besondere Vorliebe galt aber den ältesten französischen und spanischen Sprachdenkmälern.

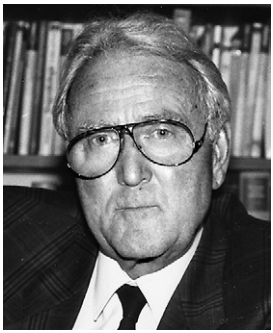
Seine wissenschaftliche Leistung fand Anerkennung durch eine (abgelehnte) Berufung an die Universität Tübingen (1973) und durch die beiden Ehrendoktorate der Universitäten Basel und Zaragoza. 1992 organisierte er den grossen Romanistenkongress in Zürich und wurde danach zum Präsidenten, später Ehrenpräsidenten der Société de linguistique romane, der internationalen Dachorganisation der Romanistik, gewählt.

Trotz des unerwarteten Verlusts seiner Frau Gertrud, mit der er drei Töchter hatte, und trotz gesundheitlicher Probleme blieb er bis zuletzt aktiv. Als Mitbegründer (mit Stefan Sonderegger) des St. Galler Namenbuchs hatte er sich für die Sprachgeschichte seiner engeren Heimat zu interessieren begonnen. Dazu veröffentlichte er 2001 das Buch «Gallus und die Sprachgeschichte der Nordostschweiz». Als Emeritus fand er auch endlich Zeit, die in der Zwischenzeit entdeckten fehlenden Teile des Textes, dem er seine Dissertation gewidmet hatte, zu veröffentlichen. Er schien sich von einer wiederholten Hüftoperation zu erholen, als ihn völlig unerwartet am 6. Dezember 2014 der Tod ereilte.

Jakob Wüest

Prof. Dr. Ernst Hochuli

22. Juni 1924 bis 18. Dezember 2014



Ernst Hochuli
Arzt, 1988 bis 1990 Ordentlicher Professor für Frauenheilkunde

Am 18. Dezember 2014 verstarb Ernst Hochuli in seinem 91. Lebensjahr. Er war ein Pionier der gynäkologischen und geburtshilflichen Forschung und erreichte im Bereich des geburtshilflichen Monitorings, der Abklärung und Therapie der weiblichen Harninkontinenz sowie der Qualitätssicherung und der Standespolitik ausserordentlich viel. Und dies wohlgemerkt zuerst aus der Peripherie, nämlich als Chefarzt der Gynäkologie und Geburtshilfe am Kantonsspital Münsterlingen, wo er 1963 bis 1987 wirkte. 1988 bis 1990 war er Ordinarius für Frauenheilkunde an der Universität Zürich und leitete als Direktor die Klinik und Poliklinik für Gynäkologie.

Aufgewachsen im Kanton Solothurn, studierte er in Basel, Genf und Zürich und war 1942 bis 1943 Aktivmitglied der Studentenverbindung Wengia (v/o Grins). 1950 absolvierte er das eidgenössische Staatsexamen und trat dann seine erste Assistentenstelle im Spital Neumünster auf der Chirurgie an. Die Facharztausbildung zum Frauenarzt begann er 1953 in St. Gallen beim grossen Otto Käser, den er 1962 nach Frankfurt begleitete, wo dieser Klinikdirektor und Ernst Hochuli seine rechte Hand wurde. Auslandsaufenthalte absolvierte er in England, Schweden und Deutschland bereits während seiner Zeit in St. Gallen.

Als 38-Jähriger wurde er zum Chefarzt der Gynäkologie und Geburtshilfe am Kantonsspital Münsterlingen gewählt. Dort begann seine eigentliche Glanzzeit. Es gelang ihm, unter schwierigen Bedingungen eine der modernsten europäischen Kliniken für Geburtshilfe aufzubauen. In einem Neubau wurden 1972 – als erste Klinik weltweit – alle Gebärzimmer mit einem Monitoring ausgestattet, sodass er beispielsweise von seinem Chefarztbüro aus alle Kardiotokogramme kon-

trollieren konnte. Dies verschaffte ihm einen internationalen Ruf. In dieser Zeit legte er auch den Grundstein für die Abklärung und Therapie der weiblichen Harninkontinenz.

Sein verehrter Chef Otto Käser war inzwischen Klinikdirektor an der Universität Basel; dort habilitierte Ernst Hochuli im Jahre 1974. Er erhielt die Venia Legendi 1975 und wurde 1981 zum Ausserordentlichen Professor der Universität Basel gewählt.

Im Jahre 1975 gründete er die Konferenz der Chefärzte für Gynäkologie und Geburtshilfe der Schweiz. Er war deren Präsident und später auch Ehrenpräsident. Er präsidierte auch die Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe der Schweiz und die Krebsliga des Kantons Thurgau. Ein Meilenstein war auch die Durchführung der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe 1986 auf dem Wolfsberg.

Auch im Bereich der Qualitätssicherung war er ein Pionier; er gründete die Arbeitsgemeinschaft Schweizer Frauenkliniken (AFS). Zusammen mit seinem Chefarztkollegen Willi Marti von der Anästhesieabteilung entwickelte er ein System für die Datendokumentation, sodass eine Qualitätssicherung durchgeführt werden konnte. Mehr als 60 Kliniken schweizweit nahmen und nehmen immer noch an dieser sogenannten Münsterlinger Statistik teil. Sie wird noch immer weitergeführt und generiert nicht nur die Zahlen für den Jahresbericht der Kliniken, sondern auch wertvolle Informationen über Trends in unserem Fachgebiet. Im Jahre 1987 trat er aus persönlichen Gründen als Chefarzt in Münsterlingen zurück.

Seine vorzeitige Pensionierung dauerte jedoch nicht lange, denn die Universität Zürich berief ihn am 15. Oktober 1988 als Direktor der Klinik und Poliklinik für Gynäkologie und Ordinarius für Gynäkologie und Geburtshilfe nach Zürich. In diesen zwei letzten Berufsjahren gelang es ihm noch einmal, mit seiner Offenheit

und seinem Humor, seinem Interesse für das Neue und seinem Pragmatismus als Förderer mit Sinn für Innovationen den Nachwuchs zu fördern.

Nach seiner endgültigen Pensionierung konnte der inzwischen verwitwete, aber jung gebliebene Ernst Hochuli mit Andrea Schmid noch einmal eine Familie gründen und konnte seinen beiden letzten Kindern – nicht zuletzt dank seiner neu gewonnenen Freizeit – über 20 Jahre ein toller Vater sein.

Seine letzten Jahre verbrachte er in Zumikon; er starb schliesslich im Spital Zollikerberg – also eigentlich (nach der Fusion des Neumünster-Spitals mit dem Zollikerberg) in jenem Spital, in dem auch seine Assistentenzeit begonnen hatte.

Sein wissenschaftliches Werk umfasst über 200 Publikationen, ein viel beachtetes Lehrbuch und viele Lehrfilme. Vor allem aber hinterlässt Ernst Hochuli unzählige Schüler, denen er als Motivator und Vorbild unvergessen bleibt.

Christoph Rageth

Prof. Dr. Georg Hossli

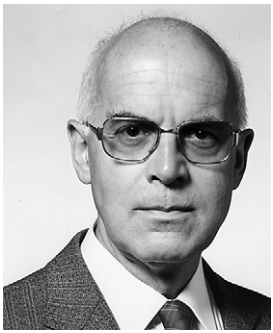
22. November 1921 bis 1. Mai 2014

Georg Hossli, von seinen Freunden Jürg genannt, stammt aus dem oberen Fricktal (Kanton Aargau). Als jüngster von vier Brüdern wuchs er in Zürich auf, wo er 1949 seine Schul- und Studienzeit mit dem medizinischen Staatsexamen abschloss.

Seine erste ärztliche Tätigkeit übte Georg Hossli als Schiffsarzt auf einem schwedischen Frachter auf der Überfahrt nach Brasilien aus. Danach trat er eine Assistentenstelle an der chirurgischen Klinik des (damaligen) Kantonsspitals Zürich unter Prof. Dr. Alfred Brunner an. Nach nur einem Jahr chirurgischer Tätigkeit wandte sich der junge Hossli nach seiner Promotion zum Dr. med. dem in Zentraleuropa erst im Kommen begriffenen neuen Spezialfach der Anästhesiologie zu. Unter dem Oberarzt Dr. Karl Mülly genoss er seine erste Ausbildung in praktischer Anästhesie. Umfassende theoretische Kenntnisse erwarb er sich danach während Studienaufenthalten, als Stipendiat der Stiftung zur Förderung des akademischen Nachwuchses, an mehreren europäischen Zentren und in den USA.

1954 wurde Georg Hossli als Spezialarzt für Anästhesiologie vom Regierungsrat des Kantons Zürich zum Leitenden Arzt einer neu gegründeten, damals noch der Chirurgischen Klinik unterstellten Anästhesieabteilung, gewählt mit einem Lehrauftrag für Anästhesie, Wiederbelebung und Schockbekämpfung.

1960 habilitierte sich Georg Hossli. Im selben Jahr brach er zu einer grösseren Vortrags- und Studienreise auf, die ihn nach Kalkutta, Tokio, Sydney und Los Angeles führte. 1965 wurde er zum Extraordinarius und zum Direktor eines nun selbstständigen zentralen Instituts für Anästhesiologie und Wiederbelebung ernannt, dessen Ober- und Assistenzärzte in der Folge auf allen chirurgisch tätigen Kliniken eingesetzt wer-



Georg Hossli
Arzt, 1960 Privatdozent, 1966 Ausserordentlicher und 1970 bis 1987 Ordentlicher Professor für Anästhesiologie

den konnten. Zur selben Zeit wurde Anästhesiologie und Wiederbelebung obligatorisches Vorlesungs- und Prüfungsfach des medizinischen Staatsexamens.

Mit beispiellosem persönlichem Einsatz und der ihm eigenen Zielstrebigkeit hat Georg Hossli aus dem Einmannbetrieb von 1954 ein zentrales Institut mit bis zu seiner Emeritierung 60 ärztlichen und 70 nichtärztlichen Mitarbeitern gemacht. In der Ausbildung von Fachärzten hatte er in der Schweiz den grössten Anteil. Sämtliche in der Folge geschaffenen Ordinariate, ausser demjenigen in Basel, wurden mit Leuten aus seiner Schule besetzt. Ebenso stammten viele Chefärzte von Kantons- und anderen grösseren Spitälern aus der Schule Hosslis. Das Fachexamen zur Erlangung des Spezialarzttitels FMH für Anästhesiologie geht zum grossen Teil auf seine Initiative zurück.

Neben der Anästhesiologie waren Reanimation, Katastrophenmedizin, Primärversorgung und Transport Schwerverletzter Schwerpunktthemen in Hosslis Schaffen. Zu einer Zeit, da es noch keine Intensivbehandlungsstationen gab, wurde von Georg Hossli und seinem Team auch Pionierarbeit in der Dauerbeatmung von Tetanus- und Poliomyelitispatienten sowie bei Atemlähmungen verschiedener Genese geleistet. Zahlreiche Publikationen auf diesem Spezialgebiet bescherten Georg Hossli internationale Anerkennung.

Als Oberstleutnant der Sanität war Georg Hossli Fachdienstchef für Anästhesiologie und Wiederbelebung des Schweizerischen Armeestabs. An seinem Institut wurden während vieler Jahre auch über 200 Zahnärzte zu Militäranästhesisten ausgebildet. Hossli war auch kompetenter Berater der Schweizerischen Lebensrettungsgesellschaft und der damals noch zu ihr gehörenden Rettungsflugwacht (der späteren REGA), zu deren Vorsitzendem er 1959 ernannt wurde.

Noch vor der Zeit der REGA beteiligte sich Georg Hossli mit seinen Mitarbeitern als ärztlicher Begleiter an Rettungsflügen. Hossli kämpfte jahrelang um die

Einrichtung eines Helikopterlandeplatzes auf dem Dach des Universitätsspitals, was heute zur Selbstverständlichkeit aller grösseren Notfallspitäler gehört. Auch nach seiner Emeritierung 1987 erlahmte sein Interesse an der Lebensrettung und Wiederbelebung nie. Noch mit 88 Jahren beteiligte er sich aktiv an der erfolgreichen Reanimation eines anlässlich einer militärhistorischen Exkursion infolge Herzinfarktes leblos zusammengebrochenen Kollegen.

Als Pionier in seinem eigenen Fachgebiet hat Georg Hossli auch die Pionierzeiten vieler chirurgischer Spezialgebiete, die alle hohe fachspezifische Anforderungen an die Anästhesie stellten, miterlebt und -gefördert: so 1961 die Einführung der Herzchirurgie, 1964 die der Nieren- und 1969 der Herztransplantation sowie in der Folge jene der erweiterten Organtransplantations- und Retransplantationschirurgie.

Im Herbst 2013 erkrankte er schwer und erholte sich, bei weiterhin wachem Geist, nicht mehr. Nach kurzem Spitalaufenthalt verstarb er am 1. Mai 2014 in seinem 93. Lebensjahr. Seinen noch lebenden ärztlichen und nichtärztlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bleibt die Erinnerung an einen unermüdlichen Lehrer, Pionier und Kämpfer auf verschiedenen Gebieten der Anästhesiologie, der Herz- und Kreislaufreanimation sowie des gesamten Rettungswesens, der Generationen von Fachpersonen aller Stufen ausgebildet und gefördert hat.

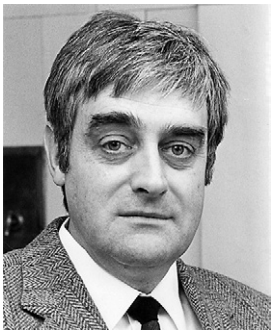
Ruth Gattiker

Prof. Dr. Marc-René Jung

21. Oktober 1933 bis 1. Juni 2014

1933 in Glarus geboren, absolvierte Marc-René Jung 1952 die Matura (Typus A) in Biel. Er studierte darauf Romanistik (Französisch, Italienisch und Spanisch) an den Universitäten Basel – unter anderem bei Walther von Wartburg –, Florenz, Perugia, Genf, Santander und Segovia. 1960 erwarb er das «Oberlehrerdiplom» in Basel. Von 1960 bis 1963 erfolgte ein Parisaufenthalt, wo er neben der Arbeit an seiner Dissertation seinen Lebensunterhalt als Deutschlektor an der École Normale Supérieure in Saint-Cloud verdiente. Die Doktorarbeit zu «Hercule dans la littérature française du XVI[e] siècle» verteidigte er 1964 an der Sorbonne, und 1968 erfolgte dann die Habilitation an der Universität Basel mit einer Studie unter dem Titel «Études sur le poème allégorique en France au Moyen Âge». Noch vor Abschluss des Habilitationsverfahrens nahm er einen Ruf an die Universität Zürich an, in deren Dienst er sich in den folgenden 33 Jahren mit unermüdlichem Einsatz stellte. Von 1968 bis 2001 lehrte er, zuerst als Extraordinarius, ab 1971 als Ordinarius, Geschichte der französischen und provenzalischen Literatur des Mittelalters an der Universität Zürich, wo er von 1984 bis 1986 auch als Dekan der Philosophischen Fakultät (damals Philosophische Fakultät I) und von 1986 bis 1992 als Prorektor für Lehre und Forschung tätig war.

Neben verschiedenen Gastprofessuren im In- und Ausland (Bern, Basel, Poitiers, Rom, Freiburg, Paris) hatte Marc-René Jung zahllose institutionelle und wissenschaftliche Funktionen inne, in denen er die Universität Zürich und die Schweizer Universitäten in lokalen, nationalen und europäischen Gremien vertrat. In seiner langen Tätigkeit als Mitglied der Hochschulkommission und der Forschungskommission des



Marc-René Jung
Romanist, 1968
Ausserordentlicher und 1971 bis 2001 Ordentlicher Professor für Geschichte der französischen und provenzalischen Literatur des Mittelalters

Schweizerischen Nationalfonds hat er sich stets für die Kommunikation zwischen Universität und Gesellschaft eingesetzt.

Die Breite von Marc-René Jungs wissenschaftlichem Werk ist beeindruckend und spiegelt sich vielleicht am besten im «Lexikon des Mittelalters», für das er über die Jahre als Berater und Autor von zirka 100 Artikeln fungiert hat. Angesichts der Leistung des Mediävisten vergisst man oft, dass er mit seiner von V.-L. Saulnier betreuten Dissertation zu Herkules als Spezialist der französischen Literatur der Renaissance angefangen und sich erst danach zum Mittelalter rückwärtsgearbeitet hatte. Die singuläre Vertrautheit mit Drucken und Handschriften der Übergangszeit von Spätmittelalter zu Renaissance ist eines der Markenzeichen von Marc-René Jung: 1972 publizierte er, zusammen mit Yves Giraud, die Literaturgeschichte «Littérature française. La Renaissance I. 1480–1548», die mit dem Prix Monseigneur Marcel der Académie française ausgezeichnet wurde; sie gilt heute noch als Standardwerk.

30 Jahre später verfasste er für die Romania eine harsche Rezension — seine letzte — einer Marot-Ausgabe, die den Text im Lichte der Handschriften völlig anders beleuchtete, als dies die Herausgeber getan hatten. Weitere Schwerpunkte seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit waren seit seiner Habilitationsschrift die allegorische Dichtung, zunächst der «Roman de la Rose», dann der «Ovide Moralisé», zu dem er eine Reihe grundlegender Artikel vorlegte, die das Sprungbrett für jüngere und jüngste Forschung geworden sind. Auch die altfranzösische und okzitanische Lyrik beschäftigte ihn bis in seine letzten Schaffensjahre. Doch sein Opus magnum ist zweifelsohne seine Monografie zur «Légende de Troie en France au moyen âge» von 1996, eine Studie zu den verschiedenen Erscheinungsformen der Troja-Legende nicht nur in den unterschiedlichsten Texten, sondern in deren Handschriften.

Diese Studie, in den 1980er Jahren begonnen, realisiert, ohne jegliches theoretisches Beiwerk, das, was die New Philology 1990 proklamieren sollte: Der Zugang zum mittelalterlichen Werk erfolgt über Handschriften, die man in toto untersuchen muss.

Es ist bei Marc-René Jung nicht möglich, Forschung und Lehre zu trennen. Mit Ausnahme der letzten Jahre hatte er nie eine Lehrveranstaltung wiederholt, sondern stets andere und neue Texte behandelt. Während mehr als einem halben Jahrhundert lenkte eine gute Dosis Selbstdisziplin die Neugier und den Wissensdurst des Forschers in immer neue Gebiete.

Seine Veranstaltungen waren anspruchsvoll, doch verstand er es, die Studierenden mit Verve und Passion für die französische Literatur des Mittelalters zu begeistern. Davon zeugen 90 Lizentiatsarbeiten und 14 Dissertationen. Lange vor der Bologna-Reform hatte er einen Einführungskurs in die französische Literatur des Mittelalters konzipiert, der Generationen von Studierenden ein solides Fundament in diesem Gebiet vermittelte.

Am 1. Juni 2014 ist Prof. Dr. Marc-René Jung nach längerer Krankheit in seinem 81. Altersjahr in Zürich verstorben. Das Romanische Seminar und die Universität Zürich sowie die nationale und internationale Romanistik und Mediävistik verdanken ihm viel.

Ursula Bähler, Richard Trachsler

Prof. Dr. Eberhard Ketz

18. Dezember 1923 bis 28. Mai 2014

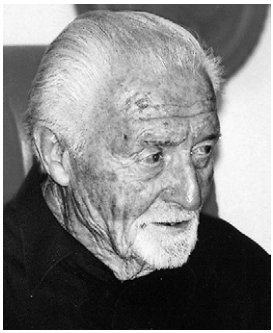
Am 28. Mai 2014 mussten wir von Eberhard Ketz in seinem 91. Altersjahr Abschied nehmen. Mit ihm verlieren wir eine herausragende Persönlichkeit, die einen prägenden Einfluss auf die Entwicklung der Neurologie im Kantonsspital St. Gallen und die Neurorehabilitation in der Ostschweiz hatte.

Eberhard Ketz wurde in Gartow (D) als drittes Kind von Charlotte und Arthur Ketz geboren. 1941 legte er die Reifeprüfung ab und studierte danach an den Universitäten Tübingen, Strassburg und Bonn Medizin. 1948 erfolgte die Approbation und Promotion zum Doktor der Medizin. Anschliessend arbeitete er als Assistenzarzt an mehreren Krankenhäusern Westberlins und absolvierte seine neurologische Facharztausbildung an der Freien Universität Berlin sowie an der Landesklinik für Hirnverletzte in Bonn. 1950 heiratete er Edelgard Gross. Er hatte mit ihr vier Kinder.

Von 1959 bis 1964 war Ketz Oberarzt in der Klinik Bethesda in Tschugg und erlangte 1962 die Facharztanerkennung für Neurologie und Psychiatrie. Danach folgte eine Oberarzttätigkeit an der neurologischen Klinik der Freien Universität Berlin, wo er sich 1967 für das Fachgebiet Neurologie habilitierte. Der Titel seiner Habilitationsschrift lautete «Zum klinischen Aspekt der psychomotorischen Epilepsie».

Anschliessend arbeitete er bis Mai 1972 unter der Leitung von Prof. R. M. Hess als Oberarzt im EEG-Institut des Universitätsspitals Zürich. 1969 erhielt er von der medizinischen Fakultät der Universität Zürich die Venia Legendi und wurde zum Privatdozenten für das Fachgebiet Neurologie ernannt.

Während seiner mehrjährigen Lehrtätigkeit in Zürich hielt er neurologische Spezialvorlesungen und vermittelte als Lehrer mehreren Generationen von Studen-



Eberhard Ketz
Arzt, 1969 Privatdozent, 1973 bis 1991 Titularprofessor für Neurologie

ten und angehenden Fachärzten die Grundprinzipien und Feinheiten der Neurologie. Eberhard Ketz arbeitete immer mit grossem Interesse und hohem Leistungswillen, wobei er sich sehr intensiv für sein Fachgebiet und seine Patienten einsetzte. Vor diesem Hintergrund verlieh ihm die Universität Zürich die Titularprofessur für Neurologie.

Nachdem 1970 im Kantonsspital St. Gallen eine neurochirurgisch-neurologische Klinik gegründet worden war, richtete man später ein Institut für EEG, Elektromyografie und klinische Neurophysiologie ein. Eberhard Ketz übernahm im Mai 1972 die Leitung dieses Fachbereichs und 1976 erfolgte die Aufteilung in eine neurologische und eine neurochirurgische Klinik. Eberhard Ketz wurde damals erster neurologischer Chefarzt im Kantonsspital St. Gallen.

Unter ihm hatte die Klinik einen bedeutenden epileptologischen Schwerpunkt. Als erfahrener Kliniker erkannte er die Bedeutung neuartiger technischer Möglichkeiten für die Neurologie und war aktiv an der Einführung verschiedener diagnostischer und therapeutischer Verfahren beteiligt. In dieser Zeit fand die Installation des ersten Computertomografen statt, der für die Neurofächer von herausragender Bedeutung war. Auch die Messung evozierter Potenziale wurde damals etabliert und erlangte einen bedeutenden Stellenwert in der Diagnostik der multiplen Sklerose. Eine weitere Neuerung war die Einrichtung des ersten Dopplerlabors, das eine Integration des gepulsten Dopplers in die Diagnostik des extra- und intrakraniellen Hirnkreislaufs erlaubte.

In den 23 Jahren als Chefarzt der neurologischen Klinik des Kantonsspitals prägte Eberhard Ketz mit seiner eindrucksvollen Persönlichkeit und seinem beruflichen Gesamtwerk das Bild der Neurologie in dieser Institution. 140 wissenschaftliche Veröffentlichungen, darunter eine Monografie und fünf Hand-

buchbeiträge, zeugen von einer regen publizistischen Tätigkeit.

Mit Erreichen des 65. Lebensjahrs beendete er 1988 seine Tätigkeit als Arzt im Kantonsspital St. Gallen und als Dozent an der Universität Zürich.

Bei allem Verständnis für die Möglichkeiten der naturwissenschaftlichen Medizin bewahrte Eberhard Ketz immer eine ganzheitliche Sicht der Patientenbetreuung. 1989 übernahm er die chefärztliche Verantwortung für den Aufbau einer Neurorehabilitationsklinik in Zihlschlacht. Eines seiner herausragenden Verdienste war die Überführung der damaligen psychiatrischen Privatklinik Sonnenrain in eine moderne neurologische Rehabilitationsklinik.

Unter seiner kompetenten ärztlichen Leitung, die er im April 1994 an seine Nachfolger abgab, entwickelte sich die Rehabilitationsklinik Zihlschlacht zu einer der führenden Neurorehabilitationskliniken der Schweiz.

Auf Eberhard Ketzs' Initiative hin und dank seiner grosszügigen finanziellen Unterstützung wurde im Oktober 1998 die Stiftung «Wissenschaftliche Basis der Neurorehabilitation in der Klinik Zihlschlacht» ins Leben gerufen, die relevante Probleme in der Neurorehabilitation erforschen sollte. 2011 wurde erstmals der Eberhard Ketz-Preis der Gönnervereinigung «pro humanis» verliehen. Damit werden wissenschaftliche Publikationen aus der klinischen Forschung der Neurorehabilitation oder technisch-methodische Innovationen dieses Fachbereichs prämiert.

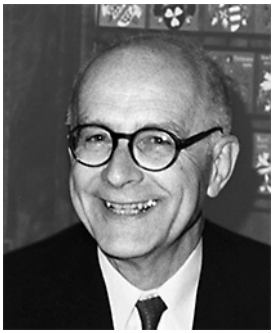
Mit zunehmendem Alter wuchs in ihm die Sorge, in Pflegebedürftigkeit und Abhängigkeit zu geraten. Durch seinen plötzlichen Tod wurde ihm dieses Schicksal erspart. Seine Familie und wir, seine Kollegen und Freunde, werden ihn mit seinem positiven Charisma sowie seiner geradlinigen und aufgeschlossenen Wesensart in gutem und ehrendem Andenken bewahren.

Javier Blanco

Prof. Dr. Dr. h.c. Dietrich Lehmann

3. Dezember 1929 bis 16. Juni 2014

Am 16. Juni 2014 verstarb in seinem 85. Lebensjahr Dietrich Lehmann, ein weltweit anerkannter Pionier der Erforschung elektrischer Hirnpotenziale und ihrer psychophysischen Korrelate. Er erkannte, dass die spontane elektrische Hirnaktivität aus einer Sequenz stabiler «funktioneller Mikrozustände» besteht, die er «Atome des Denkens» nannte. In Kombination mit bildgebenden Verfahren wird dieser Ansatz derzeit von führenden Forschungsgruppen verwendet, um die Funktionsweise des Gehirns zu ergründen.



Dietrich Lehmann
Arzt, 1972 Privatdozent, 1978 Titularprofessor, 1988 bis 1997 Ausserordentlicher Professor für Klinische Neurophysiologie

Dietrich Lehmann absolvierte das Medizinstudium an der Universität Heidelberg, das er 1956 mit dem Staatsexamen abschloss. Es folgten Assistentenjahre an den Universitäten Heidelberg, München, Freiburg und Marseille. Mit Otto Creutzfeldt, dem bekannten Neurophysiologen aus der Schule von Richard Jung, publizierte er 1961 seine erste wissenschaftliche Arbeit über die neuronale Aktivität in der visuellen Hirnrinde der Katze. Im folgenden Jahr erschien eine weitere Publikation, diesmal gemeinsam mit Martha Koukkou, seiner nachmaligen Frau, mit der er in den folgenden Jahrzehnten eine intensive wissenschaftliche Zusammenarbeit pflegte. Die tierexperimentellen Studien jener Jahre zeugen von ihrer profunden Kenntnis der Grundlagenwissenschaften.

Die Jahre von 1963 bis 1970 verbrachte er in Kalifornien, am Brain Research Institute der UCLA, am California Institute of Technology und an der University of the Pacific in San Francisco, wo er zum Associate Professor im Department of Visual Sciences ernannt wurde. In den USA setzte er die schon in Freiburg begonnenen Studien über Schlaf und Traumerleben fort und publizierte mit bekannten amerikanischen Wissenschaftlern wie Kales, Sterman und Jacobson. So wies er

erstmals mittels telemetrischer Registrierung von Hirnpotenzialen nach, dass sich Schlafwandler im Tiefschlaf befinden (Science 1965).

Günter Baumgartner, der Dietrich von seiner Freiburger Zeit her kannte, war Direktor der Neurologischen Universitätsklinik in Zürich geworden. Er berief ihn 1971 an seine Klinik. Gleichzeitig offerierte Jules Angst, Leiter der Forschungsabteilung der Psychiatrischen Klinik, Martha Koukkou eine Stelle. So begannen beide ihre produktive Forschungstätigkeit in Zürich. In den 1970er Jahren führte mich das gemeinsame Interesse an Schlaf und EEG mit Dietrich zusammen. 1976 kam Inge Strauch hinzu, die als Professorin am Psychologischen Institut experimentelle Studien über Traum- und Schlafforschung durchführte. Es ergab sich eine fruchtbare, freundschaftliche Zusammenarbeit, die in mehreren Publikationen ihren Niederschlag fand. Besonders erwähnen möchte ich die gemeinsam mit Dietrich Lehmann und dem Diplomanden Daniel Brandeis durchgeführte Schlafentzugsstudie, in der wir Hirnpotenziale erstmals einer Ganznacht-Spektralanalyse unterzogen. Diese Befunde waren wegweisend für das Zweiprozessmodell der Schlafregulation.

Dietrich Lehmann erkannte sehr früh die Möglichkeiten der Computeranwendung in den Neurowissenschaften. Eine Pionierleistung war das von ihm 1969 in San Francisco entwickelte 48-Kanal-Registrier- und Analysesystem, das 1971 zur ersten topografischen Darstellung von Hirnpotenzialen führte. In Zürich arbeitete er nach kurzer Zeit bereits mit einem 64-Kanal-System, das noch exaktere Analysen erlaubte. Mit dieser Forschung war er seiner Zeit weit voraus. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten sind dank der technischen Entwicklung topografische Ableitungen in grösserem Masse möglich geworden. Dieser Ansatz führte zu den bereits erwähnten Erkenntnissen von segmentierten funktionellen Mikrozuständen. Verschiedene, gemeinsam von Dietrich Lehmann und Martha Koukkou

durchgeführte Studien waren darauf ausgerichtet, die Struktur der elektrischen Hirnaktivität mit normalen und veränderten Bewusstseinszuständen in Zusammenhang zu bringen. Letztere umfassten Meditation, Hypnose, pharmakologisch induzierte Halluzinationen sowie psychopathologische Störungen, wie sie in der Schizophrenie auftreten.

Dietrich Lehmann habilitierte 1972 an der Medizinischen Fakultät in Zürich und war von 1988 bis 1997 Extraordinarius für klinische Neurophysiologie. 1995 ermöglichte seine ehemalige Mitarbeiterin Frau Dr. Kieko Kochi die Gründung des KEY Institute for Brain-Mind Research, eines assoziierten Instituts der Universität Zürich. Dietrich Lehmann wurde der erste Direktor des Instituts, das er auch nach seiner Emeritierung leitete. Es ist nicht nur bemerkenswert, dass er dank dieser Stiftung seine wissenschaftliche Tätigkeit fortsetzen konnte, sondern dass in dieser Zeit nicht weniger als 80 Publikationen entstanden.

Ich kannte Dietrich Lehmann als einen äusserst kreativen, in vieler Hinsicht unkonventionellen Wissenschaftler sowie als einen breit interessierten, witzigen und herzlichen Kollegen und Freund. Er stellte hohe Anforderungen an sich und seine Mitarbeitenden, doch seine Kritik war immer konstruktiv. Sein Labor war Anziehungspunkt für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus der ganzen Welt, wobei er besonders mit Japan eng verbunden war. Als hervorragender Mentor förderte er den Nachwuchs. Mehrere seiner Schüler bekleiden heute akademische Positionen. Uns bleibt die dankbare Erinnerung an ihn und sein Wirken.

Alexander Borbély

Prof. Dr. Franz Georg Maier

25. Oktober 1926 bis 23. November 2014

Franz Georg Maier wurde in Stuttgart geboren, besuchte in seiner schwäbischen Heimat die Schulen, erlebte den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg und verlor kurz vor Kriegsende durch eine Kugel eines seiner Augen. Mit Glück entging er Schlimmerem. Wenig später konnte er ein Studium anfangen. In Tübingen, Zürich und Rom studierte er Geschichte, Archäologie, Klassische Philologie und Germanistik und legte als Dissertation ein noch immer viel beachtetes Werk über «Augustin und das antike Rom» vor. Ein «Römer» sei er, hat er manchmal gesagt und von Erlebnissen und Begegnungen in der Ewigen Stadt berichtet. Als brillanter Meister des Erzählens und gebildeter Unterhaltung zitierte er gerne die Worte von Menschen. Wer einmal Thukydides gelesen hatte, mochte sich an manche der unterkühlten und durch ihre enthüllende Kraft so packenden Formulierungen dieses grossen Historikers erinnert fühlen. Fasziniert gab man sich seinen Worten hin, bewunderte die Trefflichkeit seiner Beobachtungen und fühlte sich zugleich bestens unterhalten.

Franz Georg Maier
Historiker, 1972 bis 1994
Ordentlicher Professor für Alte Geschichte

Obschon es für Franz Georg Maier während seines ganzen Lebens immer wichtig geblieben ist, Geschichte im Hinblick auf das Zentrale, Allgemeine und Grundsätzliche zu verstehen, misstraute er bei all seinen Affinitäten zum Philosophischen und zum Prinzipiellen im Umgang mit Sprache den daraus möglicherweise erwachsenden pauschalen Verallgemeinerungen und Übertreibungen. Erst recht lehnte er das Übernehmen aus zweiter Hand ab, sei es als Folge blinder Betriebsamkeit oder als Opfer modischer Assoziationen, verblendeter Wortspiele und verbohrter Ideologien. Als Student in Zürich hat er den aus Hamburg stammenden Althistoriker Ernst Meyer (1898–1975) gehört, ei-

nen Wissenschaftler, dem quellennahe Rekonstruktion der Geschichte des Altertums wichtig war. 1972 wurde Maier sein Nachfolger. Zuvor hatte er in Tübingen, Frankfurt und Konstanz als Professor gewirkt. Maier wurde Schweizer: Bürger von Kreuzlingen. In Kreuzlingen lebte er lange mit seiner Familie. Einen Ruf nach München schlug er aus.

Wie bereits von der neugegründeten Eliteuniversität Konstanz aus, wo er als Prorektor amtiert hatte, setzte er in Zürich seine Forschungen zur Geschichte und Archäologie von Alt-Paphos sowie auch von Zypern fort. Die Stadt Alt-Paphos ist berühmt durch ihr Heiligtum der Aphrodite. Doch ihre Geschichte ist weit vielfältiger als eine Geschichte dieses Tempels. Zusammen mit seiner zweiten Frau, Marie-Louise von Wartburg Maier, arbeitete Maier Jahr für Jahr in Kouklia, wie Alt-Paphos heute heisst, wertete aus und publizierte. Marie-Louise von Wartburg konzentrierte sich insbesondere auf die mittelalterliche Keramik und die Publikation der Ergebnisse zu den mittelalterlichen Zuckerraffinerie-Anlagen, die von Effizienz, technischem Geschick, Sinn für funktionale Organisation und industriellem Geist lange vor der Zeit der Industrialisierung zeugen. Möglich wurde dies, weil Maier offen war für Geschichte und Gegenwart: für die ägäische Bronzezeit, die Spätantike, Byzanz, das Mittelalter , aber auch seit den 1980er Jahren für Auswertungen mit dem Computer – kurz: für Geschichte ohne Beschränkungen.

Zypern nannte er «Insel am Kreuzweg der Geschichte». Sein Lehrer Joseph Vogt hatte ihn auf Anfrage von Terence B. Mitford nach Alt-Paphos vermittelt. Mitford leitete zusammen mit J. H. Iliffe die dortigen britischen Ausgrabungen. Ein Besuch erschien unter anderem angezeigt, weil eine paphische Mauerbauinschrift analysiert werden sollte. Im Rahmen seines Habilitationsvorhabens untersuchte Maier nämlich die griechischen Inschriften zu Stadtmauern. Man erhoffte sich von der Zusammenarbeit nicht zuletzt eine

Überwindung von in den beiden Weltkriegen entstandenen Gegensätzen. Der Brückenschlag gelang. Maier schloss sich der British Kouklia Expedition an und leitete von 1953 bis 1955 die Ausgrabungen beim Nordosttor der Stadtbefestigung.

Seit 1966 führte Maier die Feldarbeit der britischen Expedition mit einem internationalen Team unter der Ägide des Deutschen Archäologischen Instituts weiter. Konsequent wurde bei dem von ihm geleiteten archäologischen Projekt nach den geschichtlichen Vorgängen gefragt. Archäologie sollte der Rekonstruktion der Geschichte der Stadt dienen, und zwar aller Epochen und eingebettet in die Geschichte des Mittelmeerraumes.

Noch als Emeritus hat er bis ins hohe Alter die Forschungen und Publikationen weitergeführt. Maiers Œuvre geht indes weit über die Geschichte Zyperns hinaus. Es umfasst die Bereiche der griechischen Geschichte und Epigrafik, der spätrömischen und byzantinischen Zeit, der Methode und Geschichte von Archäologie und Geschichtswissenschaft. Zugleich war Maier ein erfolgreicher und beliebter akademischer Lehrer. Mit Geschick hat der erfahrene und bekannte Wissenschaftler sich immer wieder für die Forschungsförderung engagiert, genannt sei insbesondere seine Tätigkeit für die Gerda Henkel Stiftung in Düsseldorf.

Über seinen Tod hinaus ist Franz Georg Maier einer der grossen und klingenden Namen des Faches Alte Geschichte. Noch lebendiger ist freilich die Erinnerung an den Menschen, seinen Charme, seine Offenheit, seine vielfältigen Begabungen und seinen Sinn für Freundschaft.

Beat Näf

PD Dr. Virgilio Masciadri

23. November 1963 bis 8. Mai 2014

Virgilio Masciadri
Philologe, seit 2005
Privatdozent für Klassische Philologie

Mit dem viel zu frühen Tod von Virgilio Masciadri am 8. Mai 2014 verliert das Seminar für Griechische und Lateinische Philologie der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit nicht nur einen hochbegabten, originellen Forscher und Kollegen, sondern auch einen engagierten und bei den Studierenden beliebten Dozenten.

Virgilio Masciadri, geboren am 23. November 1963, hat nach der Matura Typus A an der Alten Kantonsschule Aarau von 1983 bis 1988 an der Universität Zürich Griechisch, Latein und Mittellatein studiert. Im Dezember 1993 wurde er mit einer bei Prof. Walter Burkert verfassten Arbeit promoviert, die bereits seine Ambitionen auf eine neue methodische Grundlegung der Altertumswissenschaften erkennen liess und die 1996 unter dem Titel «Die antike Verwechslungskomödie: ‹Menaechmi›, ‹Amphitruo› und ihre Verwandtschaft» in der Reihe «Drama (Beiträge zum antiken Drama und seiner Rezeption). Beihefte» als Nr. 4 erschienen ist. Von 1989 bis 1990 arbeitete er als Assistent am Klassisch-Philologischen Seminar und von 1992 bis 1993 am Mittellateinischen Seminar der Universität Zürich. Von 1998 bis 2000 war er mit einem Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds an der École Pratique des Hautes Études in Paris, wo er an der Habilitation arbeitete und in diesem Rahmen auch ein Zusatzstudium (Diplôme post-doctoral) absolvierte.

Virgilio Masciadri hat ab 1988 an verschiedenen Zürcher und Aargauer Kantonsschulen als inspirierender Lehrer für Latein und Griechisch gewirkt. Von 2000 bis 2002 war er als Berater für Latein und Paläografie der Historikergruppe des Schweizerischen Erdbebendienstes an der ETH Zürich angestellt (Projekt ECOS: Neuer Katalog der historischen Erdbeben der Schweiz). Neben seiner wissenschaftlichen und schulischen Tätig-

keit hat er sich im Laufe der Jahre auch einen Namen als Schriftsteller und Dichter gemacht und sich überdies in der Redaktion der schweizerischen Literaturzeitschrift «orte» sowie in der Geschäftsleitung des orte-Verlags für die zeitgenössische Literatur eingesetzt.

Als wissenschaftliches Hauptwerk ist ohne Zweifel die 2008 im Franz Steiner Verlag als Nr. 18 der Potsdamer Altertumswissenschaftlichen Beiträge veröffentlichte Schrift «Eine Insel im Meer der Geschichten. Untersuchungen zu Mythen aus Lemnos» zu sehen, mit der er sich 2004 an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich für Klassische Philologie habilitiert hat. Im Zentrum dieser weit ausgreifenden, auch die bildlichen Darstellungen und archäologischen Befunde auswertenden Untersuchung stehen drei berühmte griechische Mythen, die um die in der nördlichen Ägäis gelegene Insel Lemnos kreisen: die Erzählung von der Verwundung Philoktets, diejenige von der Tötung der Männer durch die Frauen von Lemnos (Hypsipyle-Mythos) sowie die Geschichte vom hinkenden Schmiedegott Hephaistos, dessen wichtigste Werkstätte sich der Sage nach ebenfalls auf der bis heute von zahlreichen Geheimnissen umrankten Insel befand. Auf der in Paris erworbenen Thèse über «Mélampous et la langue des animaux: contribution à l'étude de la mythologie grecque» aufbauend legt Masciadri in seinen strukturalen Analysen nicht nur mikroskopische Vergleiche einzelner Handlungssegmente vor, sondern öffnet den Blick darüber hinaus auf grosse narrative und kulturhistorische Zusammenhänge. Immer wieder gelingt es ihm, durch dichte Lektüre und scharfsinnige Reduktion mythischer Erzählungen auf paradigmatische Grundmuster ihre tieferliegende Zusammengehörigkeit plausibel zu machen. Zu den strukturellen Bezügen kommen soziologische und historische Interpretationsvorschläge. Masciadri betont die dialektische Verflochtenheit der Mythen mit der Ortsgeschichte und unternimmt daher etwa in der Auseinandersetzung mit

den antiken Nachrichten über die (ursprünglich aus Thrakien eingewanderten?) Sintier den Versuch, den Erzählungen Hinweise auf die lokale Frühgeschichte abzulauschen, wobei er mit der gebotenen Behutsamkeit verfährt und verschiedene Deutungsmöglichkeiten sorgfältig gegeneinander abwägt. Die Arbeit, deren methodisches Schlusskapitel innovative Reflexionen über das Verhältnis von Text und Bild enthält, stellt allgemein eine Art kultur- und religionsgeschichtlicher Arealstudie für eine Gegend dar, die zuvor vergleichsweise vernachlässigt wurde und deren mythisch-religionsgeschichtliche Überlieferung noch kaum je so vollständig und zusammenhängend erörtert wurde.

Nicht ohne Grund hat eine Rezensentin den Verfasser als «Ästhet, der seinen Stoff gestaltet» bezeichnet und auf seine «an den epischen Überschriften ablesbare, dem Gegenstand kongeniale und seinem Vornamen ‹Virgilio› Ehre machende Ausdrucksweise» hingewiesen (Angela Kühr). Sowohl der Wissenschaft wie der Schweizer Literatur wird Virgilio Masciadri fehlen.

Ulrich Eigler, Christoph Riedweg

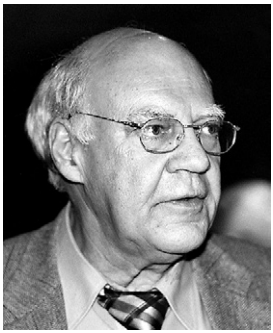
Prof. Dr. Peter F. Meier

22. April 1940 bis 31. März 2014

Mit dem Hinschied von Peter F. Meier am 31. März 2014 verliert das Physik-Institut einen geschätzten Kollegen, einen engagierten Lehrer und einen prominenten Forscher mit internationaler Ausstrahlung.

Peter F. Meier wurde am 22. April 1940 in Aarau geboren, wo er auch die Grundschule absolvierte. Anschliessend besuchte er das Gymnasium an der Alten Kantonsschule Aarau, das er 1960 mit dem Maturabschluss verliess. In dieser Zeit lernte er auch seine spätere Frau Hedi Brülhardt kennen. Zu «seiner» Kantonsschule Aarau pflegte Peter F. Meier bis an sein Lebensende eine enge emotionale Beziehung.

Nach dem Physikstudium an der Universität Zürich war er zeitweise als Gymnasiallehrer an der Alten Kantonsschule Aarau tätig und führte gleichzeitig eine Doktorarbeit bei Prof. A. Thellung am Institut für Theoretische Physik der Universität Zürich durch, die er 1968 mit Auszeichnung abschloss. In den Jahren 1969 bis 1973 vertiefte er seine Fachkenntnisse als Postdoktorand an der Universität Nijmegen (NL), an der Universität Zürich und am IBM-Forschungslaboratorium in Rüschlikon. Er habilitierte 1973 in theoretischer Physik an der Universität Zürich. Einen Ruf an die Universität Münster (D) als C3-Professor im Jahr 1974 hat er aus familiären Gründen nicht angenommen. Es folgten zwei Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Theoriegruppe am neu in Betrieb genommenen SIN (Swiss Institute for Nuclear Research) in Villigen (AG). Im Jahre 1977 wurde Peter F. Meier als Oberassistent in die Forschungsgruppe von Prof. W. Kündig am Physik-Institut aufgenommen, und 1981 erfolgte die Ernennung zum Titularprofessor. Seit 1992 leitete er als wissenschaftlicher Abteilungsleiter am Physik-Institut seine eigene, sehr erfolgreiche Forschungsgruppe.



Peter F. Meier
Physiker, 1973 Privatdozent, 1981 bis 2005 Titularprofessor für theoretische Physik

Sein wissenschaftliches Interesse im Bereich der theoretischen Festkörperphysik umfasste ein breites und sehr vielfältiges Spektrum. Peter F. Meier gehörte zu den Pionieren der so genannten Computational Physics, die sich heute in den Naturwissenschaften als neues, eigenständiges Forschungsgebiet etabliert hat. Auf den verschiedensten Gebieten hat er wesentliche wissenschaftliche Beiträge geliefert und dabei immer den Dialog mit den Experimentalphysikern gesucht. In seinen frühen Arbeiten interpretierte er Experimente, die mit spinpolarisierten Myonen an magnetischen Systemen und Halbleitern durchgeführt wurden, mit Hilfe von numerischen Methoden. Mit Dichtefunktionalrechnungen und der approximativen Lösung des Hubbard-Hamilton-Operators untersuchte er das statische und dynamische Verhalten von Myonen in Festkörpern, insbesondere in Halbleitern. Eine weitere Aktivität betraf die Analyse und Interpretation von NMR (Nuclear Magnetic Resonance)-Experimenten an Festkörpern, welche mit der Entdeckung der Hochtemperatur-Supraleitung in den Kuprat-Systemen im Jahre 1986 und der Anwendung dieser Messmethode auf diese Systeme zunehmend an Bedeutung gewonnen haben. In einem gemeinsamen Projekt mit den Experimentalphysik-Gruppen von Prof. E. Brun und Prof. F. Waldner hat sich Peter F. Meier auch intensiv mit aktuellen Problemen der Chaosforschung befasst und sich mit seinen wichtigen Beiträgen zum Verständnis nichtlinearer Systeme international einen Namen gemacht.

In einem interdisziplinären Projekt mit Prof. H. G. Wieser von der Neurologischen Klinik des Universitätsspitals Zürich hat er mit seiner Gruppe neuartige physikalische Methoden entwickelt, um Elektroenzephalogramme von Epileptikern zu analysieren und zu interpretieren. Mit diesen Arbeiten hat er als Wissenschaftler auch weit über die Physik der kondensierten Materie hinaus grosse Anerkennung gefunden.

Neben seiner vielseitigen Forschungstätigkeit vermittelte Peter F. Meier seine fundierten Fachkenntnisse in theoretischer Festkörperphysik und spezieller Informatik für Naturwissenschafter als begeisternder Lehrer den Studierenden. Viele von ihnen haben in seiner Forschungsgruppe erfolgreich mit dem Master und/oder mit dem Doktorat abgeschlossen. Peter F. Meier hat seine Forschungsgruppe mit grossem Engagement und viel Herzblut geleitet. Als Präsident der Vereinigung der Privatdozentinnen und Privatdozenten der Universität Zürich und als Mitglied des Senatsausschusses hat er sich auch um die akademische Selbstverwaltung verdient gemacht. Neben seiner beruflichen Tätigkeit war Peter F. Meier auch begeisterter Fussballfan insbesondere seines Fussballclubs Aarau, dessen Spiele er regelmässig besuchte.

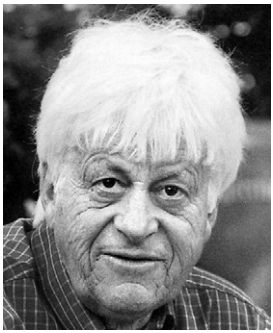
Peter F. Meier verstarb für uns unerwartet nach einer schweren Operation. Mit seiner freundlichen, offenen und zuvorkommenden Art, seinem väterlichen Charakter und seiner ausgesprochenen Teamfähigkeit hat er überall Vertrauen gewonnen. Er war ein ausgesprochen liebevoller Ehemann, fürsorglicher Vater und Grossvater.

Wir werden Peter F. Meier immer als loyale Persönlichkeit, kreativen Forscher und engagierten Lehrer, der die erfolgreiche Entwicklung des Physik-Instituts in Forschung und Lehre entscheidend mitgeprägt hat, in Erinnerung halten.

Hugo Keller

Prof. Dr. Heinrich Mettler

15. April 1939 bis 26. Oktober 2014



Heinrich Mettler
Germanist, 1976 Privatdozent, 1986 bis 1996 Titularprofessor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft

Heiri Mettler, wie er unter Freunden, Bekannten und Studierenden genannt wurde, wirkte von 1976 bis 1986 als Privatdozent und bis 1996 als Titularprofessor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich; als Deutschlehrer unterrichtete er an der Kantonsschule Zürcher Oberland, Wetzikon, von 1978 bis 1994. Er hat die Doppelrolle als Kantonsschul- und Universitätslehrer auf dem Fundament seiner intensiven Beschäftigung mit der italienischen Renaissance nach dem Ideal des Uomo universale gestaltet und war seinen Schülerinnen und Schülern und Studierenden bis hin zu den Doktorierenden ein geduldiger und kompetenter Mentor, wenn es darum ging, den literarischen Diskussionsgegenstand so weit wie nur möglich auszudifferenzieren. Er selber hatte das gelernt als langjähriger Assistent und wissenschaftlicher Mitarbeiter von Emil Staiger.

Für den Sohn eines Schreinermeisters waren die Neugier für die Themen der europäischen Kulturwelt und eine akademische Karriere nicht einfach vorgegeben. Noch in den vergangenen Fünfzigerjahren wurden Handwerkersöhne nicht mir nichts, dir nichts in die höheren Schulen geschickt. Vor allem dann nicht, wenn der einzige Sohn das väterliche Geschäft hätte übernehmen sollen. «Aber meine Veranlagung war eine denkbar unpraktische, so dass mir das Gymnasium übrig blieb.» 1958 Matura Typus B an der Kantonsschule St. Gallen und bis 1967 Studium der Germanistik und Philosophie sowie Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Zürich und in Heidelberg mit Lizenziatsabschluss in Zürich. Dann Arbeit an der Dissertation «Natur in Stifters frühen ‹Studien›», die 1968 erschien. Vier Jahre lang befasste er sich als Mitarbeiter am Philosophischen Seminar mit dem Humanismus und der Renaissance in Florenz. Im Anschluss an das Doktorat

war er während sechs Jahren wissenschaftlicher Assistent von Emil Staiger. Seine Habilitationsschrift «Entfremdung und Revolution: Brennpunkt des Klassischen» (1977) ist als eine Studie zu Schillers Briefen «Über die ästhetische Erziehung des Menschen» ein weiterer Beleg für seine Auseinandersetzung mit der wiederum von Florenz ausgehenden Humanismusthematik. Sie hat Heinrich Mettlers weitere Lehr- und Forschungstätigkeit bestimmt: Ein Seminar unter dem Titel «Literatur und Gesellschaft im Zürich des 18. Jahrhunderts» eröffnete im Sommersemester 1977 jene Reihe von Seminaren, die im Teamteaching-Verfahren mit mir nicht nur für Studierende der Germanistik, sondern auch für Gymnasiallehrerinnen und -lehrer offen waren. Damit wurde an der Universität Zürich ein «Modell für ein neu verstandenes Verhältnis von Hochschule und Mittelschule» entwickelt, wie die «Deutschblätter» des Vereins schweizerischer Deutschlehrer in der Nr. 8/1981 festhalten.

Oft unterstellten sich die total 30 Seminare der Auffassung, die Beschäftigung mit Literatur sollte sich auch mit Angelegenheiten und Anforderungen der Öffentlichkeit auseinandersetzen. Darauf eingehend standen darum zum Beispiel «Literarische Utopien und die utopische Funktion der Literatur» zur Diskussion. Deren Resultat war, dass die eingebürgerte Auffassung, Gedichte, Erzählungen, Romane und Dramen seien unter den Begriff des Fiktionalen einzuordnen, abgelöst werden müsste durch die Vorstellung der «Gegenwelt» zu den kulturellen, gesellschaftlichen und gar politischen Verhältnissen ihrer Zeit: «Kunst bleibt eine Gegenposition zur Macht» (Max Frisch), wenn sie sich nicht an ökonomische, sozial-, partei- sowie nationalpolitische, religiöse und ideologische Interessen ausliefert. Die dichterische Aussage dazu steht in Schillers Ballade «Die Teilung der Erde», und damit führten diese Lehrveranstaltung und der dazugehörende Aufsatz an den Habilitationsausgangspunkt der «ästhetischen Erziehung des Menschen» zurück.

Heinrich Mettler hat sich in Aufsätzen mit Lessing, Goethe und Kleist auseinandergesetzt und dann im Team mit Studierenden und mit mir in drei Büchern mit Schillers «Tell». Diese wurden mit dem Anerkennungspreis der Schweizerischen Schillerstiftung ausgezeichnet. Im Vorlesungsbetrieb hat sich Heinrich Mettler kaum engagiert. Es ging ihm nicht um die blosse Stoffvermittlung oder um die monologisierende Darlegung seiner eigenen Forschungsresultate. Wie in der althergebrachten Universitas wollte er die Studierenden grundsätzlich als gleichberechtigt diskutierende Teilnehmer in die wissenschaftliche Arbeit eingebunden sehen. Für ihn war nur in zahlenmässig übersichtlichen Gruppen die denkerische Interaktivität zwischen allen Beteiligten garantiert.

Als besonders intellektuell herausfordernd empfand er die Diskussionsbeiträge der mitanwesenden Gymnasiallehrerinnen und -lehrer, deren Lektüreerfahrungen und oft auch persönlichen Kontakte zu Autorinnen und Autoren die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Literatur entscheidend mitprägten. Ganz besonders wichtig war ihm die Beurteilung von Seminararbeiten: Unter drei Stunden Besprechungszeit und einer Weiterentwicklung des Themas lief eine solche kaum je ab.

Ausserhalb der Universität erfüllte Heinrich Mettler die manifest gewordene Forderung nach der «sozialen Relevanz» der Literaturbetrachtung mit der Einrichtung eines Lektürezirkels an seinem Wohnort und der Weiterführung einer Diskussionsgruppe mit ehemaligen Seminarteilnehmern.

Als Gymnasial- und Universitätslehrer hatte Heinrich Mettler den Blick für das Ganze der Literaturvermittlung und verstand sich nie als blosser Vertreter der Germanistik, sondern als Gelenkstelle zwischen Maturitäts- und Hochschule. Damit baute er in einer Phase, die für die persönliche bis berufliche Entwicklung junger Menschen im Gymnasium und an der Universität von zentraler Bedeutung ist, mit an der denkerischen Universalität.

Heinz Lippuner

Prof. Dr. Aurelio Pasi

5. Juli 1938 bis 14. November 2014

Aurelio Pasi
Arzt, 1979 Privatdozent, 1985 bis 2000 Titularprofessor für forensische Toxikologie

Aurelio Pasi wurde in Minusio im Tessin geboren, wo er als ältestes von vier Kindern aufwuchs und die Primarschule besuchte. Es folgte das Ginnasio in Locarno und anschliessend das von Benediktinermönchen geführte Collegio Papio in Ascona, wo er die Matura erlangte. Der Entschluss, Medizin zu studieren, führte ihn nach Zürich. Dort kam ich mit ihm sowie mit weiteren Tessiner Studenten erstmals zusammen. Gegenseitige Sympathie trug dazu bei, dass wir uns 1963 gemeinsam in einer Vierergruppe auf das Staatsexamen vorbereiteten und es im Herbst erfolgreich bestanden. Die ersten Assistentenjahre verbrachte Aurelio am Pathologisch-anatomischen Institut des Kantonsspitals Winterthur bei Professor Christoph Hedinger, wo er auch an seiner Dissertation arbeitete. Er promovierte 1965 mit der Arbeit über die Häufigkeit des echten Klinefelter-Syndroms bei Autopsien. Als Assistenzarzt bildete er sich unter Leitung von Prof. Andrea Prader am Kinderspital Zürich weiter, entschloss sich dann aber, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. So trat er eine Assistentenstelle am Gerichtlich-medizinischen Institut der Universität Zürich an, das von Prof. Hans-Peter Hartmann geleitet wurde. Da ihn toxikologische Fragestellungen faszinierten, arbeitete er unter Leitung meines Vaters, Prof. Franz Borbély, am Aufbau des Toxikologischen Informationszentrums mit. Die Gründung des Zentrums erfolgte im Jahr 1966. Bis 1970 war Aurelio Pasi am «Toxzentrum» tätig, wo er sich fachlich weiterbildete und mit grosser Hingabe eine intensive telefonische Beratungstätigkeit für Vergiftungsfälle aufnahm. Er konnte Hilfesuchende in allen drei Landessprachen unterstützen.

Um weitere Kenntnisse in Toxikologie zu erlangen, reiste er in die USA und begann unter Leitung von Prof.

Charles Hine ein Postdoctoral Fellowship am Department of Pharmacology an der University of California in San Francisco. Nach drei Jahren wurde er zum Assistenzprofessor ernannt. In seiner Forschung befasste er sich besonders mit der mutagenen Wirkung der Herbizide Diquat und Paraquat. Wichtig für seine wissenschaftliche Laufbahn war die Begegnung mit Prof. Harold Hodge, einem der Pioniere der amerikanischen Toxikologie, der nach seiner Emeritierung noch jahrelang am Dept. of Pharmacology der UCSF tätig war.

1975 kehrte Aurelio Pasi mit seiner Frau und den beiden in den USA geborenen Kindern nach Zürich zurück. Es war ursprünglich vorgesehen gewesen, dass er eine leitende Stellung am «Toxzentrum» einnehmen würde. Da jedoch inzwischen der Gründer des Zentrums, Prof. Franz Borbély, verstorben war und ein neuer Leiter eingesetzt wurde, musste er seine Pläne ändern. So wurde er als Oberarzt am Gerichtlich-medizinischen Institut (GMI) im Bereich der medizinisch-forensischen Toxikologie tätig, führte Obduktionen durch und amtete als Gutachter für Gerichte und andere Behörden. Im Rahmen eines Lehrauftrags war er zudem im Unterricht tätig und führte daneben die in den USA begonnene Forschung weiter. Seine Monografie «The toxicology of paraquat, diquat and morfamquat» erschien 1978 und wurde 1979 als Habilitationsschrift von der Medizinischen Fakultät angenommen. Die Antrittsvorlesung mit dem Titel «Die Heroinsucht: Ausgewählte Aspekte ihrer Entstehung und Bedeutung» wies indessen bereits auf ein neues wissenschaftliches Interessengebiet hin. Die damals am Platzspitz in Zürich herrschenden trostlosen Zustände von Heroinabusus bewegten ihn als Arzt und Wissenschaftler. Er begann eingehende analytische Studien über die Verteilung von endogenen Opioiden im Zentralnervensystem, zum Teil in Zusammenarbeit mit renommierten Forschungsgruppen des Max-Planck-Instituts München/Martinsried und des Instituts für Neuropathologie der

Ludwig-Maximilians-Universität München. Das von ihm im GMI aufgebaute Endorphin-Laboratorium wurde 1992 zusammen mit dem Institut für Rechtsmedizin auf den Campus Irchel verlegt. Die Finanzierung der wissenschaftlichen Mitarbeitenden und der Studien über Toxikomanien und plötzlichen Kindstod erfolgte grösstenteils aus Drittmitteln. Den Geldbetrag des Görlich-Preises, mit dem er für seine Forschung ausgezeichnet wurde, verwendete er für weitere Forschungsprojekte. Zur finanziellen Stabilisierung des Endorphin-Laboratoriums gründete er im Jahr 1995 die Stiftung für humane Verhaltensforschung, TROPOS. Seine Forschungsarbeit führte zwischen 1978 und 1997 zu fast 60 wissenschaftlichen Publikationen in internationalen Zeitschriften, und unter seiner Leitung entstanden 45 Doktorarbeiten. 1985 wurde Aurelio Pasi zum Titularprofessor für forensische Toxikologie ernannt und zwei Jahre später erhielt er den FMH-Spezialarzttitel für Gerichtliche Medizin (später «Rechtsmedizin»). Seit 2000 übte er eine selbständige Tätigkeit auf dem Gebiet der medizinischen Toxikologie aus.

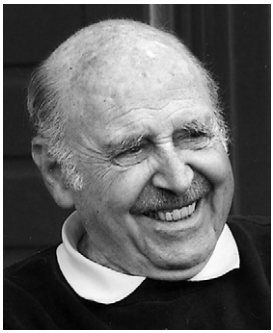
Aurelio Pasi war ein geschätzter akademischer Lehrer und Dozent. Mit grosser Hingabe widmete er sich der Betreuung von Doktorierenden. Sein umfangreiches Fachwissen stellte er bereitwillig in- und ausländischen Gremien zur Verfügung. Im Zentrum seines beruflichen Lebens stand indessen immer die Forschung.

Im Januar 2008 habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Wir hatten uns in den letzten Jahren aus den Augen verloren, und so war ich überrascht und erfreut, von ihm eine Einladung zum Mittagessen zu erhalten. Es war eine besondere Begegnung, in welcher ich den ernsthaften, humorvollen, breit interessierten Kollegen wiedererkannte, mit dem ich einst freundschaftlich verbunden war. Seine Herzlichkeit und Wärme waren während dieser kurzen Zeitreise in die Jugend spürbar.

Alexander Borbély

Prof. Dr. Hansruedy Ramseier

9. Oktober 1930 bis 6. Juli 2014



Hansruedy Ramseier
Immunologe, 1969 Privatdozent, 1970 Assistenzprofessor, 1975 bis 1995 Ausserordentlicher Professor für Experimentelle Immunologie

Aufgewachsen in Basel hat Hansruedy Ramseier seine Schulen alle in Basel durchlaufen, zum Teil während des Krieges. Die Wahlen-Anbauschlacht hat ihn geprägt und deshalb hat er 1946 eine landwirtschaftliche Lehre im Bernbiet und anschliessend die landwirtschaftliche Schule in Liestal absolviert mit dem Ziel, einmal Agronomie-Ingenieur zu werden. Dabei hat er den Bruder seiner zukünftigen Frau Dorothea Werthemann kennengelernt. Nach Abschluss seines Studiums an der ETH, Landwirtschaftliche Abteilung VII, und der verschiedenen Praktika in der Milchindustrie, auch in England, erwarb er den Titel Dipl. Ing. Agr. ETH und doktorierte im Sommer 1960 über bakterielle Probleme bei der Herstellung von Milchprodukten. Anschliessend ergriff er die Chance, als Postdoktorand bei Prof. E. Sutter in der Mikrobiologie an der Universität von Florida in Gainesville und dann am Wistar Institute in Philadelphia, bei Prof. R. Billingham, einem Transplantations-Immunologen der frühen Stunde, über Infektionsimmunität zu arbeiten.

1965 kehrte er mit seiner jungen Familie in die Schweiz zurück, da er die USA wegen der damaligen schwierigen Visabestimmungen sehr kurzfristig verlassen musste. Er wurde zuerst Oberassistent und ab 1970 Assistenzprofessor für Experimentelle Immunologie am Institut für Medizinische Mikrobiologie der Universität Zürich unter Jean Lindenmann.

In den folgenden Jahren erprobten die Professoren der Experimentellen und Klinischen Immunologie (Lindenmann, Ramseier, Grob und später Binz) eine dreifach geführte, gleichzeitige Immunologievorlesung.

Ab 1969 und während 28 Jahren war Hansruedy Ramseier bei den Postgraduate-Kursen in Experimenteller Medizin und Biologie begeisterter Verantwortli-

cher für die Vorlesungen und später auch für die Kurse in Immunologie.

In dieser Zeit studierte er die Immunologie von Zell- und Organunverträglichkeiten in der Ratte mit einer neuen Methode, die als Resultat die Fremderkennung löslicher entzündungsfördernder Faktoren zu quantifizieren versuchte. Dies gelang ihm, aber er konnte die immunologische Welt nicht überzeugen, weil unabhängige Wiederholungen durch Dritte ausblieben. Wie er es selbst einmal formulierte: Mit einer neuen Methode sollte man eigentlich nicht etwas Neues zeigen wollen. Sein PAR, das «Product of Antigen Recognition», war wahrscheinlich ein Vorläufer der in den vergangenen 40 Jahren wichtig gewordenen Interleukine.

1971 bis 1973 folgte er dem Ruf von Prof. N. K. Jerne für zwei Jahre als «Member» an das neu gegründete Basel Institute for Immunology. Die Lehrtätigkeit an der Universität Zürich behielt er aber bei und kehrte 1973 nach Zürich zurück. 1975 wurde er zum Extraordinarius ad personam für Experimentelle Immunologie befördert.

Nach dem Rücktritt von Prof. Lindenmann und der Fusion von Experimenteller Immunologie und der Abteilung Experimentelle Pathologie hat Hansruedy Ramseier eine bei Transplantationen bei Mäusen manchmal problematische Viruserkrankung mit dem Lactate Dehydrogenase Elevating Virus (LDHV) erforscht. Dieses Virus vermehrt sich in Makrophagen mit rasanter Geschwindigkeit von 1 auf 10^{11} Viren pro ml in 24 h nach Infektion. Er zeigte, dass eine Immunantwort nie effizient wird und das Virus deshalb «toleriert» werden muss, indem die spezifische Immunantwort gegen das rasante Virus komplett erschöpft wird.

Hansruedy Ramseier trat 1995 zurück und widmete sich weitgehend dem Ordnen seiner Dokumente, die er während des ganzen beruflichen und privaten Lebens zusammengetragen hatte. Daraus entstanden zwei Bücher und sechs Fotobände seiner Lebensge-

schichte. Daneben fand er auch endlich Zeit, sich seiner Familie zu widmen und mit seiner Frau zu reisen. Viel Erholung fand er im schönen, abgelegenen Ferienhaus im Baselbieter Jura.

Die Medizinische Fakultät ist um einen speziellen, gewissenhaft-engagierten, etwas kantigen Basler Forscher ärmer geworden.

Rolf Zinkernagel

PD Dr. Kurt Schärer

1. Februar 1933 bis 26. März 2014

Kurt Schärer war leidenschaftlicher Lehrer sowohl an der Mittelschule als auch an der Hochschule. 1961 bis 1998 war er Hauptlehrer für romanische Sprachen an der Kantonsschule Zürcher Oberland in Wetzikon; an der UZH wirkte er seit seiner Habilitation im Jahr 1979 als Privatdozent für französische Literatur. Aus bescheidenen Verhältnissen stammend, erlebte er die eigene Mittelschulzeit an der Alten Kantonsschule Aarau, wo er 1953 die Matur machte, als kulturelle Öffnung und Eintritt ins Reich des Geistigen. Diese Erfahrung einer Erweckung durch die Literatur wollte er den Lernenden aller Stufen weitergeben.

Kurt Schärer
Romanist, 1979 bis 2000
Privatdozent für Französische Literatur

Das Studium der Romanistik an der Universität Zürich führt ihn zunächst in die Linguistik und zu den italienischen Dialekten, zu etymologischen Forschungen und zu Auslandsaufenthalten in Pisa und in Paris. Die Berufung von George Poulet an die Universität Zürich (1957–1969) bringt eine Hinwendung zur Literatur: Kurt Schärer ist fasziniert von diesem Lehrer, von der Breite seiner Forschungsinteressen und von dessen Versuch, im literarischen Werk einen Akt poetischer wie auch kritischer Bewusstwerdung zu erkennen und nachzuvollziehen. Nach einem linguistischen Lizentiat zur Syntax im italienischen Trecento promoviert Kurt Schärer denn auch bei Poulet 1965 mit einer Arbeit über den romantischen Dichter Gérard de Nerval («Thématique de Nerval ou le Monde recomposé», Paris 1968). Diesem Autor bleibt er ein Leben lang verbunden und publiziert zahllose Aufsätze zu den unterschiedlichsten Aspekten seines Werkes. Noch Jahrzehnte nach der Publikation der Doktorarbeit erhält er, auch wenn strukturalistische und poststrukturalistische Literaturtheorien die Arbeit mit ihren an Poulet und der so genannten «Genfer Schule» orientierten Fragen mitt-

lerweile überholt zu haben scheinen, immer wieder Einladungen zu internationalen Nerval-Tagungen. Im französischen Lyriker Pierre Jean Jouve findet Schärer das Thema seiner Habilitationsschrift; über ihn verfasst er die Monografie «Thématique et poétique du mal dans l'œuvre de Pierre Jean Jouve» (Paris, 1984). Kurt Schärer hat die schwierige Arbeit über das zwischen Mystik und Freud'scher Psychoanalyse schillernde Werk Jouves neben seinem Vollamt als Kantonsschullehrer über Jahre hinweg unter vielen Entbehrungen verfasst. Seine Antrittsvorlesung hält er 1979 über «Pascal und das Problem der Sprache». Der französische Mathematiker und Philosoph steht für das dritte grosse Themenfeld, das Kurt Schärer zeit seines Lebens beschäftigt hat: die Kultur- und Geistesgeschichte der Neuzeit. Sind seine Vorlesungen in der ersten Zeit einzelnen Autoren gewidmet und eher monografisch orientiert – so etwa zu Baudelaire, der Poesie des Surrealismus oder dem Drama des Symbolismus –, so interessiert er sich zunehmend für Geistesgeschichte und literarische Strömungen. Beeinflusst ist er dabei unter anderem vom französischen Philosophen Michel Foucault, und seine Themen werden zeit- und fächerübergreifend. Dies bezeugen Vorlesungen wie «Courants de pensée et littératures du 17è siècle», aber auch «Le 18è siècle ou le projet de Liberté» oder «Le romantisme et l'idée de révolution».

Von September 1969 bis Juli 1970 hat er eine Gastprofessur an der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Cornell University (Ithaca, N.Y.). Es ist eine Zeit grosser Freiheit und intensiver Lehre und Forschung. Der Entscheid, in die Schweiz zurückzugehen, fällt nicht leicht, wird aber durch die als sehr befriedigend und sinnstiftend empfundene Lehrtätigkeit an der Mittelschule erleichtert.

Mit der Emeritierung im Jahr 1998 übernimmt Kurt Schärer für fünf Jahre die Organisation der jährlich stattfindenden Ringvorlesung der Privatdozentinnen

und Privatdozenten. Die Themen der Reihen sind unter anderem «Brüche, Torsi, Fragmente»; «Königswege, Labyrinthe, Sackgassen»; «Erbe, Erbschaft und Spuren lesen». Alle Bände mit den Beiträgen der Vortragenden erscheinen bei Chronos Zürich. 2005 übernimmt er es, eine Festschrift für Maya Schärer-Nussberger, Titularprofessorin für Spanische Literatur an der Universtität Zürich, herauszugeben. Mit ihr war er über 50 Jahre verheiratet. Die Universität Zürich verliert mit Kurt Schärer nicht nur einen passionierten Romanisten und Kulturhistoriker, sondern auch einen engagierten, bisweilen auch unbequemen Kämpfer für die Freiheit der Bildung und der Universität.

Jürg Berthold

Prof. Dr. Walter Schaufelberger

5. Januar 1926 bis 30. September 2014

Walter Schaufelberger
Historiker, 1969 Privatdozent, 1974 bis 1991 Ausserordentlicher Professor für allgemeine Schweizerische Militärgeschichte

Walter Schaufelberger kam am 5. Januar 1926 in Schlieren im Limmattal zur Welt. Er genoss eine humanistische Ausbildung Typus A am Literargymnasium Zürich. Es folgte das Studium, das er 1952 mit dem Doktorexamen in den Fächern Allgemeine Geschichte, Schweizergeschichte, Paläographie und Diplomatik abschloss. Sein besonderes Interesse galt auch der deutschen und französischen Sprache und Literatur. Er verbrachte ein Jahr an der Sorbonne in Paris. Dort fand er seine zukünftige Frau Jeannine wieder, die er zehn Jahre zuvor in Trogen (AR) kennen gelernt hatte. Sie heirateten im August 1952 und haben eine Tochter und drei Söhne.

Seine Dissertation unter der Leitung von Prof. Dr. Marcel Beck schrieb er zum Thema «Der Alte Schweizer und sein Krieg». Er erhielt die Bewertung «Servatis simul veritatis necessitate et patriae amore diligentissime et sagacissime conscripta». In dieser Studie entwickelte er die damals revolutionäre These vom undisziplinierten, raubgierigen eidgenössischen Krieger. Dieses Bild stand dem nationalpädagogischen Bild von patriotischen Helden, welche für Freiheit und Vaterland Leib und Leben opferten, diametral entgegen. Einige sprachen gar von «Landesverrat» und verhinderten eine Besprechung in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte. Walter Schaufelbergers «Militärgeschichte von unten», gemischt mit volkskundlichen Methoden, war damals noch keine anerkannte Sicht der Dinge.

Niemand kann Walter Schaufelberger mangelnden Patriotismus vorwerfen. Am 3. November 1945 wurde er als jüngster Leutnant der Schweizer Armee brevetiert – ein Ausdruck seiner stark kompetitiven Natur, die ihn lebenslang beflügelte. In seiner letzten militärischen Funktion war er Stabschef der Grenzbrigade 7. Als Chefredaktor der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeit-

schrift (ASMZ) von 1968 bis 1975 spielte er eine massgebende Rolle in der sicherheitspolitischen Diskussion.

1955 begann er seine Lehrertätigkeit als Hauptlehrer für Geschichte, Staatskunde und Deutsch an der Kantonsschule im Lee in Winterthur. Fünf Jahre später wechselte er dann ans Literargymnasium in Zürich. 1963 wurde er zum Lehrbeauftragten für Allgemeine und Schweizerische Kriegsgeschichte an den Abteilungen XI (Militärwissenschaft) und XII (Geistes- und Sozialwissenschaft) der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich berufen. Es folgte 1969 die Habilitationsschrift mit dem Titel «Der Wettkampf in der Alten Eidgenossenschaft. Zur Kulturgeschichte des Sports vom 13. bis in das 18. Jahrhundert».

1974 wurde Walter Schaufelberger zum Extraordinarius für Allgemeine und Schweizerische Militärgeschichte an der Universität Zürich ernannt. Dies war die erste Professur für Militärgeschichte an einer schweizerischen Hochschule und sollte bis heute die einzige bleiben. Gegen teils starken Widerstand im Dozentenkreis und in der Studentenschaft setzte sich Walter Schaufelberger mit qualitativ überzeugender Arbeit durch. In der Regel waren alle Hörsäle zu klein, in denen er lehrte. Diese langjährige Auseinandersetzung mit universitären Gegenkräften bezeichnete Walter Schaufelberger mit dem ihm eigenen Sinn für Dramatik und feine Ironie als die «Schlacht am Schaufelberg».

In diese Zeit fällt auch die ehrenvolle Berufung nach Münster (D) auf den Lehrstuhl von Prof. Dr. Werner Hahlweg. Eine Berufung, die Walter Schaufelberger «aus patriotischen Gründen ablehnen musste». Eine enge Forschungsverbindung pflegte er mit Walter Hubatsch, mit Othmar Hackl und mit Freiherr von Allmayer-Beck. Er wurde als erster Ausländer in die Clausewitz-Gesellschaft aufgenommen und später zum Ehrenmitglied der Sektion Schweiz ernannt.

An der Universität ist das «Kolloquium Schaufelberger» entstanden, ein Kreis von militärgeschichtlich

Interessierten, die sich jeden zweiten Donnerstag trafen, um eigene Forschungen vorzustellen und zu diskutieren. 1979 wagte er sich noch an die Gründung einer Gesellschaft für militärhistorische Studienreisen (GMS). Es war sein eigenstes Anliegen, das Verständnis für kriegerische Vorgänge an Ort und Stelle zu gewinnen.

Mit der Berufung zum a. o. Professor für Militärgeschichte an der ETH im Jahr 1988 folgte eine kurze Zeit mit einer Doppelprofessur an den beiden Zürcher Hochschulen, zweifellos die Krönung seiner erfolgreichen Lehrtätigkeit. 1991 war das Jahr seiner Emeritierung. Trotz der immensen Arbeitslast, die er sich sein Leben lang aufbürdete, fand Walter Schaufelberger immer Zeit für seine Studierenden, für geselliges Beisammensein und die Pflege von Freundschaften.

Bruno Lezzi hat Walter Schaufelberger in seinem NZZ-Nachruf als «Nestor der Militärgeschichte» bezeichnet. Der mythologische Nestor, der «Beschützer der Krieger», vereinigte in sich Altersweisheit, Beredsamkeit, Redlichkeit und heitere Lebenskunst. Walter Schaufelberger vereinigte in sich alle diese Aspekte. Ein Höhepunkt seines Lebens war deshalb zweifellos sein sechsmonatiger Romaufenthalt im Jahr 1983, den er in den Quartieren der päpstlichen Schweizergarde im Vatikan verbrachte. Diese Erfahrung war für ihn wie die Zusammenfassung von drei grossen Leidenschaften seines Lebens: Militärgeschichte, Soldat und Bonvivant.

Walter Schaufelberger hat sich nicht gescheut, auf Fragestellungen originell zu antworten, ohne Scheu, auch unpopuläre Aussagen machen zu müssen.

Der deutsche Theologe Dietrich Bonhoeffer hat bei der Verabschiedung eines emeritierten Professors sinngemäss gesagt: Der Inhalt seiner Vorlesungen hat uns den Weg gezeigt. Was uns mit Stolz erfüllt, ist, dass wir sagen dürfen: Wir sind seine Schüler gewesen. Wir «Schaufelberger-Schüler» sind unserem «Nestor» von Herzen dankbar.

Hans Rudolf Fuhrer

Prof. Dr. Hans Heinrich Schmid

22. Oktober 1937 bis 5. Oktober 2014

Am 5. Oktober 2014 verstarb Hans Heinrich Schmid in seinem 77. Lebensjahr nach einem reich erfüllten Leben. Aus einer alten Zürcher Familie stammend – seit der Reformation gehören alle Vorfahren der refomierten Kirche Zürichs an – war ihm zeit seines Lebens die Pflege seiner eigenen Familie wichtig. Drei Jahrzehnte widmete er sich der Alttestamentlichen Wissenschaft, die er auf hohem Niveau und mit grosser internationaler Anerkennung betrieb. Während zwölf Jahren setzte er seine ganze Kraft für das Amt des Rektors ein, das er – innerhalb und ausserhalb der Universität gleichermassen respektiert – erfolgreich ausübte.

Hans Heinrich Schmid wurde am 22. Oktober 1937 als zweites Kind von Gotthard und Erika Schmid geboren. Sein Elternhaus war geprägt vom liberalen Geist des Vaters und der ordnenden Fürsorge der Mutter. Das Pfarrhaus Schmid war offen für alle, und so sollte es später auch das Haus der Familie von Hans Heinrich Schmid sein.

Nach Primarschule und Gymnasium studierte Hans Heinrich Schmid Theologie an der Universität Zürich. Dann ging er ins Vikariat zu Walter Bernet, dem späteren Professor für Praktische Theologie an der hiesigen Fakultät. Studium und Vikariat trugen zur weiteren Festigung des liberalen Geistes bei, den er als Mitgift von seinem Elternhaus erhalten hatte. Mit einer Arbeit über «Wesen und Geschichte der Weisheit» wurde er zum Dr. theol. promoviert. Mit einer Arbeit über «Gerechtigkeit als Weltordnung» habilitierte er sich. Von besonderer Wichtigkeit für ihn war die Begegnung mit der hermeneutischen Theologie Gerhard Ebelings, des Professors für Systematische Theologie in Zürich. Von einer ersten Assistenzprofessur in Zürich wurde er an die Kirchliche Hochschule in Bethel bei Bielefeld beru-

Hans Heinrich Schmid
Theologe, 1966 Privatdozent, 1967 Assistenzprofessor, 1976 bis 2000 Ordentlicher Professor für alttestamentarische Wissenschaft und allgemeine Religionsgeschichte, 1988 bis 2000 Rektor der Universität Zürich

fen, an der er von 1969 bis 1976 Altes Testament lehrte. Es entstand eine fruchtbare Arbeitsgemeinschaft mit dortigen Kollegen, in deren Rahmen ein viel beachtetes Konzept biblischer Theologie entwickelt wurde. Als Rektor der Kirchlichen Hochschule Bethel sammelte Hans Heinrich Schmid wichtige Erfahrungen in der Leitung einer Hochschule, was ihm in seiner späteren Tätigkeit als Rektor zugute kam.

Im Jahr 1976 wurde Hans Heinrich Schmid auf den Lehrstuhl für Altes Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich berufen. Grosse Beachtung fanden seine Arbeiten zum Pentateuch, die der internationalen Forschung neue Impulse vermittelten. In Zürich wie schon zuvor in Bethel entfaltete Hans Heinrich Schmid eine für ihn und seine Studierenden bereichernde Forschungs- und Lehrtätigkeit. Auf einer Vortragsreise in die USA lernte er den Einsatz von Computern in der Wissenschaft kennen. Er gehörte zu den Pionieren der Anwendung von Informatikmitteln an seiner Fakultät in Zürich. Von 1984 bis 1990 amtierte Hans Heinrich Schmid als Vorsitzender der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, auch dies ein Zeichen seines hohen internationalen Ansehens.

Sein Lebenslauf nahm 1988 eine grundlegende Wende, als er – als Nachfolger von Konrad Akert, dem ersten vollamtlichen Rektor der Universität Zürich – zum Rektor gewählt wurde. Für die Theologie war dies ein Verlust, ein Gewinn dagegen war es für die Universität. Neben den unzähligen Pflichten des Alltags, die Hans Heinrich Schmid mit grossem Geschick und in liberalem Geist erfüllte, konzentrierte er sich auf die Reform der Universität. Der Rektor bot eine grosse Zahl von Angehörigen der Universität aller Stufen und Bereiche zum Mitdenken und Mitarbeiten auf, damit die Reform ein der Universität angemessenes Problembewusstsein erreichen würde. Die akademische Kultur, die seine Forschung und Lehre auszeichnete, prägte nun auch den von ihm mit Entschlossenheit, Ausdauer

und Weisheit vorangetriebenen Prozess der Universitätsreform. Sein grosser Einsatz für die Reform wurde 1998 gekrönt, als das Zürcher Volk seiner Universität Autonomie verlieh und ihr ein Gesetz gab, das europaweit zu den modernsten gehört. Damit war ein entscheidender Grundstein für den Erfolg der Universität Zürich in Forschung und Lehre gelegt.

Es würde viel zu weit führen, auch nur von den wichtigsten Geschäften zu berichten, die Hans Heinrich in seinem zwölfjährigen Rektorat zu einem guten Ende führte. Stattdessen soll jetzt der Versuch gemacht werden, den Geist in Erinnerung zu rufen, welcher seinem Rektorat das Gepräge gab.

Hans Heinrich Schmid übte das Amt des Rektors im Geist der Gerechtigkeit aus. Seine Forschung zum Begriff der Gerechtigkeit in Israel und im Alten Orient hatte ihn bekannt gemacht mit einem Begriff von Gerechtigkeit, der nicht dadurch definiert ist, dass jeder gleich behandelt wird. Diese Gerechtigkeit ist ein Verhältnisbegriff. Sie hat demnach weniger mit der Gleichbehandlung zu tun als damit, einem bestimmten Gegenüber gerecht zu werden. Genau diese Art von Gerechtigkeit verhalf dem Rektor zu einem guten Umgang mit der faszinierenden Institution Universität. Diese lebt von der Pflege der Vielfalt; sie gedeiht, wenn nicht alles über einen Leisten geschlagen wird. Wer eine solche Institution führt, wird sich mit Vorteil darum bemühen, den unterschiedlichsten Personen mit ihren Ecken und Kanten gerecht zu werden, sie auf je ihre Weise ernst zu nehmen und leben zu lassen. Diesen Geist hat Hans Heinrich gepflegt, durch unvoreingenommenes Zuhören, durch entschlossene Präsenz und durch unerschrockenen Widerspruch, wo ihm etwas nicht einleuchtete.

Hans Heinrich Schmid übte das Amt des Rektors mit einer grossen Liberalität aus. Aus seiner Erforschung weisheitlicher und bisweilen skeptischer Theologie der hebräischen Bibel wusste er genau, dass unter der

Sonne allerlei Menschenkinder leben und deren Wärme geniessen, selbst wenn sie nichts vom Himmel halten. Unter dieser Sonne ist zu lernen, was wirkliche Liberalität auszeichnet: Kein Laisser-faire, keine Beliebigkeit, aber eine Toleranz, die erst dort ihre Grenze hat, wo sie selbst in Gefahr ist. So begegnete Hans Heinrich den Angehörigen der Universität. Er liess ihnen Freiraum, schenkte ihnen Vertrauen, zeigte Interesse für ihre vielfältigen Anliegen.

Wo Hans Heinrich auf Ungehöriges stiess, ging er konkret gegen dieses vor, statt dass er bei immer neuen Reglementen Zuflucht suchte, welche nur die drangsalieren, die ihre Freiheit zum Wohl statt zum Schaden der Universität in Anspruch nahmen. Doch auch wo er einzugreifen hatte, tat er es mit liberalem Augenmass: Er wusste zu unterscheiden zwischen dem, was man korrigieren kann und muss, und dem, was man in humaner Geduld ertragen soll.

Hans Heinrich Schmid übte das Amt des Rektors im Geist der Wertschätzung aus. Aus der theologischen Anthropologie, die er einst bei Gerhard Ebeling gelernt hatte, wusste er um die differentia specifica des Menschen. Im Unterschied zum Tier, das einfach tut, was ihm die Natur vorgibt, ist der Mensch wesentlich dem Urteilen ausgesetzt, dem Beurteilt-Werden und dem Urteilen-Müssen. Für diesen Rektor war es selbstverständlich, dass in einer Universität jeder sein Bestes gibt. Entsprechende Leistungen, seien sie klein oder gross, würdigte er mit Anerkennung. Mit Wertschätzung und Anerkennung gab er etwas, worauf jeder Mensch angewiesen ist, weil sein Dasein dem Urteilen ausgesetzt bleibt. Zugleich förderte er damit den eigentlichen Treibstoff einer Universität, die intrinsische Motivation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Erkenntnis voranzutreiben, und dies an vorderster Front und auf hohem Niveau.

Hans Heinrich Schmid forderte die Universität auf, ihre Autonomie zu pflegen: Sie soll sich immer besser

organisieren und zugleich allen Versuchen, ihre Autonomie auszuhöhlen, unerschrocken widerstehen, mögen sie aus Bundesbern oder sonst woher kommen. Das ist sein Vermächtnis.

Nach seiner Emeritierung begann Hans Heinrich Schmid wieder, bei der Neuübersetzung der Zürcher Bibel mitzuarbeiten, die er 1984 mitinitiiert hatte. Im Jahr 2000 wurde er in den Verfassungsrat des Kantons Zürich gewählt, dessen Entwurf dann 2003 in einer Volksabstimmung angenommen wurde. Massgebend wurde sein Vorschlag für eine Präambel, die auf eine explizite Anrufung Gottes verzichtet und dennoch eine theologische Perspektive einbaute.

Bald wurden erste Anzeichen seiner späteren Erkrankung, einer Demenz mit Sprachstörungen, bemerkbar. Dieses schwere Schicksal ertrug er mit Zuversicht und Würde. Unerbittlich nahm die Krankheit ihren Lauf und führte am 5. Oktober 2014 zum Tod dieses interessanten Menschen, bedeutenden Alttestamentlers und erfolgreichen Rektors.

Hans Weder

Prof. Dr. Cécile Schwarz

19. Januar 1927 bis 16. Januar 2014

Am 16. Januar 2014 verstarb Frau Prof. Dr. Cécile Schwarz in ihrem 87. Altersjahr in Stuls. Im kleinen bündnerischen Weiler oberhalb von Bergün hatte sie zunächst mit ihrem Ehemann, nach dessen Tod allein und sehr zurückgezogen ihre letzten Lebensjahre verbracht.

Cécile Schwarz wurde am 19. Januar 1927 in Basel geboren, wo sie eine sorgenfreie Jugendzeit verbrachte. In der lebhaften Stadt am Rhein besuchte sie die Schulen und erlangte am Mädchengymnasium die Maturität. Ein feiner baslerischer Schalk und der unverkennbare Dialekt begleiteten sie durch das ganze Leben.

Nach Studien in den Fächern Philosophie, Psychologie und Heilpädagogik promovierte sie 1951 an der damaligen Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich mit der Dissertation «Die Zunge. Ihre Bedeutung in sprachheilpädagogischer Hinsicht». Vorgängig hatte sie bereits das Absehlehrerdiplom des Bundes Schweizerischer Schwerhörigenvereine sowie das Diplom als Logopädin der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Logopädie erlangt.

Von 1951 bis 1955 führte Frau Schwarz eine eigene logopädische Praxis in Zürich. Dann aber ergriff die unternehmungslustige junge Heilpädagogin die Möglichkeit einer beruflichen Tätigkeit im Orient. Im Auftrag der irakischen Regierung unter König Faisal II. gründete und leitete sie das erste irakische Internat für geistesschwache Kinder in Bagdad. In diesem Zusammenhang hatte sie sich in Kürze gute Kenntnisse der arabischen Sprache in Wort und Schrift angeeignet, welch Letztere sie zeitlebens für besonders vertrauliche Notizen anwendete. Mit dem Sturz der Regierung und der Ermordung von König Faisal II. endete nach nur drei Jahren der Auftrag im Irak.

Cécile Schwarz
Logopädin, 1970 Privatdozentin, 1986 bis 1991 Titularprofessorin für Sprachstörungen, speziell Aphasie

Zurückgekehrt nach Zürich führte Frau Schwarz zunächst ihre logopädische Praxistätigkeit weiter. 1960 berief sie der damalige Ordinarius Professor Luzius Rüedi als Leiterin der Abteilung für klinische Logopädie an die Otorhinolaryngologische Klinik des Universitätsspitals Zürich. Bis zu ihrem Ruhestand 1992 stand sie dieser Abteilung mit unermüdlichem Einsatz für Menschen mit Sprachbehinderung vor, wobei sie höchste fachliche und berufliche Ansprüche an sich und alle ihre Mitarbeitenden stellte. Mit der 1967 auf ihre Initiative hin erfolgten Gründung der Schule für Klinische Logopädie am Universitätsspital unterstrich sie die Bedeutung einer spezifisch klinisch orientierten logopädischen Zusatzausbildung.

1970 erlangte Frau Dr. Schwarz an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich die Venia Legendi für das Gebiet der Klinischen Logopädie. Ihre Habilitationsschrift «Die Sprache und ihre Störungen in schematischer Darstellung» wurde in den folgenden Jahren weiter ausgearbeitet und erschien 1985 als fundamentales Lehr- und Handbuch unter dem Titel «Systematische Logopädie». Die grosse wissenschaftliche Leistung lag dabei in der Einführung des von ihr entwickelten sogenannten «Hör-Denk-Sprechorganismus», welcher jeder Sprachstörung ein anatomisch definiertes ursächliches Feld zuordnete und als damals neuartiger Ansatz eine ursachenbezogene Diagnostik und Therapie von Sprachgebrechen ermöglichte. Ihren Kritikern, welchen diese Art von Logopädie als zu schematisch erschien, entgegnete sie im Vorwort ihres Buches elegant mit einem Aphorismus des österreichischen Kulturhistorikers Egon Friedell. Dieser erachtete zwar jegliche von Menschen geschaffenen Klassifikationen als «willkürlich, künstlich und falsch»; gleichzeitig seien sie jedoch «nützlich, unentbehrlich und vor allem unvermeidlich» für das menschliche Denken.

Die wissenschaftliche und praktisch-klinische Arbeit von Frau Schwarz fand grosse Beachtung in der Fach-

welt, in welcher sie als eigentliche logopädische Autorität galt und hohes Ansehen genoss. Sie war eine gefragte Referentin an Tagungen und Konferenzen und vertrat unter anderem die Schweiz in der Internationalen Gesellschaft für Logopädie und Phoniatrie (IALP). Am damaligen Zahnärztlichen Institut der Universität Zürich war sie bei den Studierenden mit ihrer Vorlesung «Grundlagen und Störungen des Sprechvermögens» als lebhafte Dozentin sehr geschätzt. 1987 wurde sie auf Grund ihrer akademischen Verdienste zur Titularprofessorin der Universität Zürich ernannt.

Frau Professor Schwarz war eine faszinierende Persönlichkeit: Hoch intelligent, hoch gebildet, dabei stets eine gewisse Distanz wahrend. Sie spielte hervorragend Geige. In modischer Kleidung, mit einem dezenten Parfum und dem konsequent kurzen Haarschnitt strahlte sie einen Hauch von Avantgarde aus.

Im vergangenen Jahr sind Stimme und Sprache dieser aussergewöhnlichen Frau für immer verstummt. Wer das Privileg hatte, Frau Professor Schwarz irgendwann und irgendwo einmal begegnet zu sein, wird sie in gleichermassen lebhafter wie ehrender Erinnerung behalten.

Peter Ott

Prof. Dr. Jean Siegfried

14. Februar 1931 bis 16. April 2014

Am 16. April 2014 verstarb nach längerem Leiden Jean Siegfried, einer der führenden Chirurgen auf dem Gebiet der Stereotaktischen und Funktionellen Neurochirurgie in der Schweiz. Sein Tätigkeitsschwerpunkt war dabei die stereotaktisch geführte Therapie des Morbus Parkinson, wovon die meisten seiner Publikationen zeugen.

Jean Siegfried wurde am 14. Februar 1931 in Genf geboren, wo er auch seine schulische Ausbildung mit der Maturität 1949 abschloss. Ab 1949 studierte er in Genf und für ein Jahr in Paris Humanmedizin und legte im Frühjahr 1956 sein diplôme d'État en médicine an der Université de Genève ab. Bis zum Herbst desselben Jahres übte Siegfried Landarztpraxisvertretungen aus. 1957 arbeitete er dann im Rahmen seines Assistenzjahres am Anatomischen Institut (J. A. Baumann) der Université de Genève. Von Dezember 1957 bis Dezember 1958 verbrachte Siegfried ein Studienjahr als House Surgeon am French Hospital London (C. Parker) mit Kursbelegung «Neurologie» am Queen Square Hospital bei dem Neurologen MacDonald Critchley. Zwischen Januar 1959 und Ende November 1959 arbeitete er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Strasbourg bei René Fontaine am Centre de Recherches Chirurgicales am Hôpital Civil und von November 1959 bis Dezember 1959 als Wissenschaftlicher Assistent bei J. Scherrer und Th. Alajouanine am Centre de Recherches Neurophysiologiques (Abt. Neurologie) am Hôpital de la Salpêtrière in Paris. 1961 ging er er zur Fortbildung nach Nordamerika und war Clinical and Research Fellow am Montreal Neurological Institute (Theodore Rasmussen) und bis Ende Juli 1962 am Neurosurgical Department des Massachusetts General Hospital in Boston, USA (William Sweet). Dazwischen im Juni 1961 Promotion an der Université de Genève mit einer Dis-

Jean Siegfried
Arzt, 1969 Privatdozent,
1975 bis 2001 Titularprofessor
für Neurochirurgie

sertation über den «Plexus coeliacus beim Menschen nach seiner Entwicklung». Auf den 1. November 1962 trat Siegfried als Assistent in die Dienste der Neurochirurgischen Klinik des Kantonsspitals Zürich (Direktor: Hugo Krayenbühl) ein, wo er wesentlich zur Weiterentwicklung der Funktionellen und Stereotaktischen Neurochirurgie an der Klinik beitrug.

Auf den 1. Mai 1965 wurde Siegfried an der Zürcher Klinik zum Oberarzt gewählt und wurde Leiter der Abteilung für Funktionelle und Stereotaktische Neurochirurgie an der Klinik. Ein Arbeitsschwerpunkt waren dabei stereotaktische Eingriffe im Kleinhirn (z. B. über die thermische Destruktion des Nucleus dentatus bei hyperkinetischen Erkrankungen). 1968 veröffentlichte Siegfried eine Monografie «Die Parkinsonsche Erkrankung und ihre Behandlung». Das Krankheitsbild des M. Parkinson und seine neurochirurgischen Behandlungsmethoden bildeten den wesentlichen Anteil seiner wissenschaftlichen Arbeiten.

1969 erhielt Siegfried seine Venia Legendi als Privatdozent mit einer Arbeit über «Die Parkinson'sche Erkrankung und ihre Behandlung». 1971 wurde Siegfried der Grand prix du film médical in Nantes für seinen Lehrfilm «Parkinson's Disease and its Treatment» verliehen. Siegfried wurde ein gefragter Konsiliarius zum Themenbereich der Funktionellen Neurochirurgie auch an anderen Spitälern Zürichs. Am 16. Juli 1975 wurde Siegfried von der Zürcher Fakultät zum Titularprofessor ernannt.

Wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte Siegfried zur Trigeminusneuralgie (1977), zur Behandlung von chronischen Schmerzen mittels Spinal Cord Stimulation SCS (1983). 1984 veröffentlichte er zusammen mit Bertrand Demierre eine Arbeit über Tiefenhirnstimulation DBS bei thalamischem Deafferentierungsschmerz und eine Übersichtsdarstellung zur Funktionellen und Stereotaktischen Chirurgie (1985) zusammen mit Yves Lazorthes und Giovanni Broggi. 1995 veröffentlichte er

zusammen mit Yves Lazorthes (Toulouse) eine Arbeit über Langzeitergebnisse bei Patienten mit Rückenmarkstimulation (Spinal Cord Stimulation, SCS). Diese Methode ist quasi technisch die Vorstufe der DBS und wurde und wird bis heute bei Patienten u. a. mit chronischen, radikulären Schmerzzuständen eingesetzt.

1981 war er Tagungspräsident der World Society for Stereotactic and Functional Neurosurgery in Zürich.

Ab Anfang der 1980er Jahre begann seine Forschung zur Tiefenhirnstimulation DBS am Universitätsspital Zürich (USZ), die er dann nach seinem Weggang an der Klinik Im Park fortführte. Hinsichtlich der Einführung der DBS darf Jean Siegfried weltweit als einer der Pioniere der Tiefenhirnstimulation (Deep Brain Stimulation DBS) betrachtet werden, eines neuromodularischen Verfahrens, das heute bei verschiedenen Krankheitsbildern, vor allem aber bei M. Parkinson eingesetzt wird.

Mitte der 1980er Jahre versuchte Siegfried, am USZ die Beschaffung und Einrichtung eines sog. «Gamma Knife» zu lancieren, was aus verschiedenen Gründen nicht gelang; in der privat geführten Klinik Im Park wurde dann das erste Gamma Knife in der Schweiz installiert, ein klarer Affront gegen das USZ. Das Gamma Knife ist ein stereotaktisch geführtes, strahlentherapeutisches Verfahren, mit dem man bestimmte chronische Schmerzzustände bzw. Hirntumore angehen kann. Es ist heute ein selektives Standardtherapieverfahren in der Funktionellen Neurochirurgie. Die Querelen um die Nicht-Beschaffung und auch andere klinikinterne Streitereien dürften die Gründe gewesen sein, weshalb Siegfried 1986 das Universitätsspital Zürich verliess und seine klinische Tätigkeit in der Klinik Im Park in Zürich fortführte, wo er bis 2001 weiter wissenschaftlich tätig war.

Auf Grund seiner Verdienste auf dem Gebiet der Stereotaxie wurde ihm 2003 die Otfrid-Foerster-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Neurochirurgie verliehen.

Detlef Rosenow

Prof. Dr. Beatrice Wehrli

24. August 1942 bis 16. August 2014

Beatrice Wehrli
Germanistin, 1982
Privatdozentin, 1988 bis 2006
Titularprofessorin für Neuere deutsche Literatur

Beatrice Wehrli begann nach ihrer Primarschulzeit in Diessenhofen und nach dem Bestehen der Maturität Typus B in Schaffhausen mit dem Studium der Pharmazie an der ETH Zürich. Nach einem Semester brach sie dieses Studium aber ab und bereiste für ein halbes Jahr Europa. Einige Vertretungen an Primarschulen des Kantons Thurgau veranlassten sie, ins Oberseminar Schaffhausen einzutreten, wo sie 1964 das Primarlehrerpatent erwarb. Nach vier Jahren Unterricht als begeisterte Lehrerin schrieb sie sich an der Universität Zürich ein, um Germanistik, Anglistik und Religionsgeschichte zu studieren. 1973 schloss sie ihr Studium mit einer Dissertation über die deutsche Erzähltheorie ab, 1974 erwarb sie das Diplom für das höhere Lehramt. Von 1973 bis 1978 wirkte sie als Assistentin an der Universität Basel, 1979 habilitierte sie sich dort mit ihrer Arbeit über «Kommunikative Wahrheitsfindung; zur Funktion der Sprache in Lessings Drama». Sie war eine engagierte Privatdozentin, die an Seminaren teilnahm, Arbeitsgruppen leitete und auch auswärts Vorträge hielt, wie etwa in Halle-Wittenberg in der damaligen DDR. Nachdem sie auch in Zürich Lehraufträge übernommen hatte und 1982 Hauptlehrerin an der Kantonsschule Enge wurde, konnte sie sich, obwohl die Philosophische Fakultät I keine Erfahrung und keine Vorschriften kannte, dank ihrer Verbundenheit mit Zürich im gleichen Jahr, 1982, in einem vereinfachten Verfahren an die Universität Zürich umhabilitieren.

Sie erwies sich auch in Zürich als vielseitige Lehrerin, sowohl als Privatdozentin an der Universität wie auch als Hauptlehrerin an der Kantonsschule und Dozentin an der Volkshochschule. Im Wintersemester 1980/81 und im Sommersemester 1987 vertrat sie ihren Doktorvater Professor Rolf Tarot während dessen For-

schungssemestern. Sie nahm regelmässig teil an den Ringvorlesungen, die von den Privatdozierenden organisiert wurden. So untersuchte sie im Wintersemester 1987/88 in ihrem Vortrag «Angst und Aufklärung», «welch merkwürdig ambivalente Rolle die Angst in einer als aufgeklärt geltenden Gesellschaft spielt. Furcht übernimmt die Funktion eines Störfaktors, wenn es sich zum Beispiel um die Angst vor atomarer Aufrüstung handelt, und kann trotzdem, etwa als Druckmittel in der Schule, systemstabilisierend wirken» (wie sie im «Zürcher Student» vom 19. Februar 1988 schrieb). Ambivalenz und auch Antagonismen waren Themen, mit denen sich Beatrice Wehrli oft auseinandersetzte. So sah sie in Lessings Minna von Barnhelm eine Frauengestalt, die am konsequentesten eine Ethik von Gefühl und Verstand verwirklicht hat. Sie ging auch oft der Frage nach, wie Intellekt und Lebenswelt sich verbanden. Insofern unterrichtete sie gerne an der Kantonsschule, weil gerade hier nichts zu gewinnen war mit reiner Theorie und hoher Wissenschaft, sondern weil praktische Fragen zu gesellschaftlichen Problemen beantwortet werden wollten. Ihren Themen ging sie einerseits mit der gebotenen Ernsthaftigkeit nach, andererseits auch mit einer gewissen Leichtigkeit. So stehen denn Titel wie «Imitatio und Mimesis in der Geschichte der deutschen Erzählkunst» oder «Kommunikationstheorie und Literaturwissenschaft» neben Titeln wie «‹Wortgrübelei› als Methode» oder «Spiel und Lust bei Friedrich Schiller». Mit ihren gewissenhaft vorbereiteten Vorlesungen gewann sie zahlreiche Studierende für ihr Fach, regelmässig betreute sie Lizentiatsarbeiten. An der Volkshochschule machte sie sich verdient mit ihren Kursen «Deutsch für Fremdsprachige (fortgeschritten)».

Beatrice Wehrli hat sich speziell auch für Frauenfragen eingesetzt; geprägt von ihrem Erlebnis anlässlich ihres Habilitationsvortrages in Basel, als sie sich als einzige Frau vor lauter Professoren gewissermassen als

exotisches Objekt vorkam, setzte sie auf eine Überwindung von einseitigem Männlichkeits- und Weiblichkeitswahn.

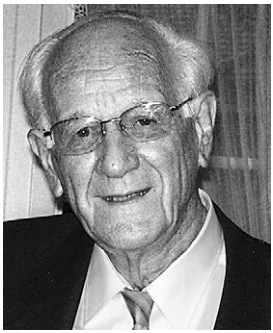
Obwohl sie eigentlich als Hauptlehrerin mit einem Vollpensum und als gewissenhafte Privatdozentin ein gerüttelt Mass an Arbeit zu erledigen hatte, war ihr das noch nicht genug. Lange Jahre wirkte sie im engeren Vorstand der Vereinigung der Privatdozierenden und vertrat ihren Stand von 1998 bis 2002 im Senat, im Senatsausschuss und schliesslich auch in der neu geschaffenen Erweiterten Universitätsleitung, wo sie ohne viel Aufhebens an der Umsetzung der Universitätsreform mitwirkte.

In ihrer Freizeit, besonders auch nach der Pensionierung, zog sie sich gerne in ihr Walliser Refugium zurück, wo sie Kraft und Inspiration zum kreativen Denken und Schreiben fand.

Heinzpeter Stucki

Prof. Dr. Paul Weilenmann

14. Mai 1925 bis 19. Januar 2014



Paul Weilenmann
Ökonom, 1970
Ausserordentlicher Professor, 1973 bis 1991 Ordentlicher Professor für Betriebswirtschaftslehre, besonders Rechnungswesen

Paul Weilenmann ist in Zürich geboren und dort auch aufgewachsen. Seine Ausbildung deutete nicht von vorneherein auf seinen späteren Werdegang hin: Nach einer kaufmännischen Lehre arbeitete er zunächst einige Jahre in der Praxis, bevor er über den zweiten Bildungsweg die Hochschulreife erlangte und danach an der Universität Zürich mit dem Studium der Wirtschaftswissenschaften mit Richtung Handelslehrer begann. Nach Ablegung der Lizentiatsprüfung mit 27 Jahren war Paul Weilenmann fast zwanzig Jahre Lehrer an der Handelsschule des Kaufmännischen Verbandes in Zürich und Leiter der von ihm gegründeten Kaufmännischen Führungsschule. In diesen Jahren als Lehrer an höheren kaufmännischen Lehranstalten lag wohl auch der Ursprung für sein Geschick und Interesse an der Erarbeitung didaktisch und methodisch sorgfältig aufbereiteter Lehrmittel für die Universität und gerade auch für den Mittelschulunterricht.

Für heutige Verhältnisse sehr spät schloss Paul Weilenmann mit 44 Jahren sein Doktorat an der Universität Zürich bei Karl Käfer ab, der ihn fachlich wesentlich und nachhaltig prägte. Es ist bemerkenswert, dass auch Käfer – wie Weilenmann – zuerst Handelslehrer war und ebenfalls spät mit 41 Jahren doktorierte. Bereits kurz nach seinem Doktorat wurde Weilenmann als Nachfolger Käfers zum Leiter des Handelswissenschaftlichen Seminars ernannt.

Das wissenschaftliche Werk von Paul Weilenmann ist vor allem durch umfassende Arbeiten auf dem Gebiet des externen und internen Rechnungswesens geprägt. Zielsetzung seiner Publikationen war es dabei stets, als Fachmann Praktikern zu helfen, ohne dabei wissenschaftlichen Tiefgang und theoretische Präzision zu verlieren. Seine grundlegende Auffassung über die

Aufgaben des Rechnungswesens, die sich letztlich wie ein roter Faden durch alle seine Publikationen zieht, lässt sich in drei Kerngedanken zusammenfassen: Erstens: Das Rechnungswesen ist zukunftsorientiert, vor allem bei der Bewertung der wirtschaftlichen Vorgänge und Tatbestände. Der Wert richtet sich nach den Erwartungen über zukünftige Nutzenzugänge und -abgänge. Zweitens ist das Rechnungswesen informationsgerichtet; Zweck der Buchhaltung und des Rechnungswesens allgemein ist die Informationsgenerierung. Drittes Merkmal ist die Zielgerichtetheit; sowohl die Informationsbedürfnisse als auch die Bewertung der einzelnen Vorgänge und Tatbestände ergeben sich aus dem Zielsystem der Wirtschaftseinheit.

Inhaltlich lassen sich die Publikationen von Paul Weilenmann neben den verschiedensten Aspekten des finanziellen und betrieblichen Rechnungswesens im Wesentlichen drei Bereichen zuordnen: erstens der Bilanzerstellung und den Grundlagen des Rechnungswesens, zweitens der Budgetierung, Planung und dezentralen Steuerung sowie drittens dem Cashflow und der Kapitalflussrechnung.

Paul Weilenmann hat neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Ordinarius und Leiter des Handelswissenschaftlichen Seminars eine Vielzahl ehrenvoller Ämter bekleidet und zahlreiche Mitgliedschaften übernommen. Besonders hervorzuheben sind seine langjährigen und verdienstvollen Tätigkeiten als Präsident des Stiftungsrates der Kaderschule Zürich und als Präsident der Management-Weiterbildung an der Universität Zürich. Für die Treuhand-Kammer war er als Präsident der Klausurkommission für die Bücherexperten-Prüfung aktiv. Nicht zuletzt war er lange Zeit Mitglied der Redaktionskommission der Zeitschrift «Der Schweizer Treuhänder». In all diesen Funktionen sowie in erster Linie mit seinem wissenschaftlichen Werk hat Paul Weilenmann über viele Jahre zur Förderung der Forschung und Praxis auf dem Gebiet des

finanziellen und betrieblichen Rechnungswesens der Unternehmen beigetragen. Für diese Leistung, insbesondere «für seine Verdienste in der Aus- und Weiterbildung und seine Veröffentlichungen», wurde ihm 1988 der Dr. Kausch-Preis verliehen.

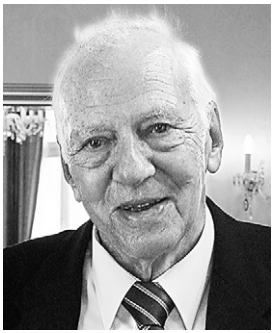
Dass sich Paul Weilenmann auf diesen Erfolgen nicht ausgeruht hat, ist kennzeichnend für seine Vitalität und sein unermüdliches Streben, nicht sich selbst in den Vordergrund zu stellen, sondern der Sache zu dienen und die Aus- und Weiterbildung auf dem Gebiet des Rechnungswesens voranzutreiben. Noch viele Jahre nach seiner Emeritierung studierte Paul Weilenmann regelmässig im Lesesaal der Bibliothek für Betriebswirtschaft die aktuelle Literatur, um für jüngste eigene Publikationen «gerüstet» zu sein.

Paul Weilenmann war ein Mensch der leisen Töne. Bei jedem Zusammenkommen schätzte der Verfasser das in jeder Hinsicht anregende Gespräch mit einem Kollegen, der nicht durch Selbstdarstellung, sondern stets durch Fachwissen und klares Denken in einer liebenswürdig-zurückhaltenden Art den Gesprächspartner zu gewinnen vermochte.

Dieter Pfaff

Prof. Dr. Armin Wyttenbach

10. Juni 1933 bis 6. Juli 2014



Armin Wyttenbach
Chemiker, 1970 Privatdozent, 1985 bis 2000 Titularprofessor für Radiochemie

Armin Wyttenbach wurde am 10. Juni 1933 in Wangen an der Aare geboren. Zusammen mit seinen beiden Geschwistern verbrachte er eine glückliche Jugendzeit in Bern, wo er das Progymnasium und das Literargymnasium absolvierte. In Bern war er auch aktiv bei den Pfadfindern und später beim Akademischen Alpenclub, bei dem er seine Begeisterung für die Berge entdeckte und viele Berg- und Skitouren unternahm.

An der Universität Bern studierte er Chemie. Anschliessend war er dort als Assistent tätig; dabei erhielt er 1958 die Möglichkeit, an einer geologischen Expedition unter dänischer Leitung in Grönland teilzunehmen. In seine Assistenzzeit fiel auch die Heirat mit Käthi Gerber 1960.

In den Jahren 1961 und 1962 verbrachte er als Postdoc einen Forschungsaufenthalt am Brookhaven National Laboratory auf Long Island, USA. Hier beschäftigte er sich mit radiochemischen Verfahren im Zusammenhang mit Kernreaktionen. 1962 wurde sein Sohn Markus geboren. 1964 kamen die Zwillingstöchter Andrea und Fränzi zur Welt; drei Jahre später liess sich die Familie in Gebenstorf nieder.

Armin Wyttenbach war mit seiner Familie in die Schweiz zurückgekehrt, wo ihm das Eidgenössische Institut für Reaktorforschung (EIR, heute Teil des Paul Scherrer Instituts) eine Forschungsstelle angeboten hatte. Beruflich befasste sich Armin Wyttenbach mit Kernreaktionen mit dem Beschleuniger sowie mit der Aktivierungsanalyse. Er wurde Leiter einer Forschungsgruppe und baute am EIR das Zentrum für Neutronenaktivierungsanalyse auf. Schon bald ergab sich eine Zusammenarbeit mit dem Anorganisch-chemischen Institut der Universität Zürich, wo Armin Wyttenbach seine Lehrtätigkeit aufnahm und sich 1970

habilitierte. Er war während mehr als drei Jahrzehnten ein sehr geschätzter akademischer Lehrer. Zu seinen Aufgaben gehörte es, die Studierenden mit dem Einsatz von Radioisotopen in der Chemie vertraut zu machen und ihnen weitere Gebiete, darunter spurenelementanalytische Methoden nahezubringen. Er betreute zahlreiche Diplom- und Doktorarbeiten, und sehr gefragt waren auch sein Rat und seine Unterstützung bei experimentellen Fragen.

1985 ernannte ihn die Universität Zürich zum Titularprofessor. Diese wohlverdiente akademische Auszeichnung erwarb er sich nicht nur aufgrund seiner Lehrtätigkeit, sondern auch als Forscher, dessen Arbeiten internationale Anerkennung fanden, vor allem die Extraktion von Metallen mit verschiedenen Dithiocarbamaten, die zu einem radiochemischen Standardverfahren wurde.

Weiter machte er sich verdient durch die Entwicklung massgeschneiderter Methoden der Aktivierungsanalyse für ganz verschiedene Anwendungsgebiete, darunter die Halbleitertechnologie, die Medizin, die Forensik, die Archäologie, die Lebensmittelwissenschaften, die Geologie und die Umweltwissenschaften.

Immer wieder fand Armin Wyttenbach Zeit, sich seinen fünf Enkelinnen zu widmen, vor allem auch während der Ferien, die er oft im Engadin verbrachte. Nach der Pensionierung unternahm er mit seiner Frau grössere Reisen, unter anderem des öftern nach Kanada, wo die Familie einer seiner Töchter lebt.

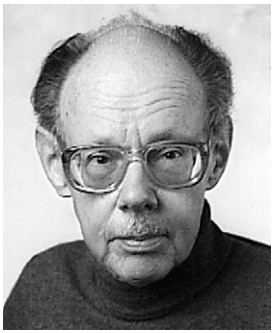
Seine Familie bedeutete ihm sehr viel. Es fiel ihm schwer, unheilbar erkrankt am 6. Juli 2014 von ihr Abschied nehmen zu müssen.

Kurt Reimann

(mit freundlicher Unterstützung der Angehörigen)

Prof. Dr. Werner Gabriel Zimmermann

7. Juli 1925 bis 5. März 2014



Werner Gabriel Zimmermann
Historiker, 1964 Privatdozent, 1973 bis 1995 Titularprofessor für Allgemeine neuere Geschichte, besonders Südosteuropas

Mit dem Hinschied von Werner Gabriel Zimmermann am 5. März 2014 ist ein Lebensweg zu Ende gegangen, der neben der Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität Zürich durch vielfältige berufliche Verästelungen geprägt war. Schon im Elternhaus – der Vater, aus dem Kanton Glarus stammend, arbeitete als Lehrer in der Zürcher Gemeinde Rafz – wurde W. G. Zimmermanns Interesse an Geschichte und Archäologie geweckt. Als er 1945 an der Kantonsschule Winterthur die Matur abgelegt hatte, stand für ihn fest, welche Studienrichtung er wählen wollte. So belegte er an der Universität Zürich und 1949 an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München Allgemeine Geschichte, Allgemeines Staatsrecht und Deutsche Literatur. In München fand er auch das Thema für seine Dissertation, das er der bayerischen Landesgeschichte entnahm. Mit der Arbeit «Bayern und das Reich 1918–1923. Der bayerische Föderalismus zwischen Revolution und Reaktion» promovierte er dann 1952 in Zürich bei Werner Kägi und Leonhard von Muralt summa cum laude zum Dr. phil. Schon dieses wissenschaftliche Gesellenstück, das die historische mit der staatsrechtlichen Perspektive verbindet, lässt in seinem interdisziplinären Ansatz und in der Wahl des für einen Schweizer (zumal in der damaligen Zeit) nicht gerade naheliegenden Themas erkennen, was Zimmermann wichtig war: den wissenschaftlichen Horizont zu weiten, Grenzen zu überschreiten (sowohl zwischen Staaten als auch zwischen Fachdisziplinen) und sich einen eigenen Weg zu suchen. Dies tat er auf zweierlei Weise – sowohl wissenschaftlich als auch beruflich. In München war sein Interesse für Südosteuropa geweckt worden. Daher ging er nach der Promotion wieder für zwei Jahre nach München, um an der Universität

slavenkundliche und historische Studien zu betreiben, die er in Jugoslawien auch sprachlich vertiefte. 1955 und 1956 weilte er am Institut für Europäische Geschichte in Mainz. Die Forschungsarbeit der folgenden Jahre gipfelte in der Untersuchung «Valtazar Bogišić 1834–1908. Ein Beitrag zur südslavischen Geistes- und Rechtsgeschichte», aufgrund derer ihm die Philosophische Fakultät I der Universität Zürich 1964 die Venia Legendi für das Lehrgebiet Allgemeine neuere Geschichte, insbesondere Geschichte Südosteuropas, verlieh. 1973 wurde er zum Titularprofessor ernannt.

Zimmermanns spätere Publikationen galten vor allem der Erforschung schweizerisch-südslavischer Beziehungen. Zeit für Vertiefung und insbesondere räumliche Erweiterung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit blieb ihm aus beruflichen Gründen zunächst jedoch kaum. Einen Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte gab es damals in der Schweiz noch nicht. Daher verdiente er seinen Lebensunterhalt anfänglich in der freien Wirtschaft, betreute dann als Generalsekretär der Schweizerischen Stiftung für technische Entwicklungshilfe von 1963 bis 1971 vor Ort Projekte in Asien, Afrika und Südamerika und gründete schliesslich – der Vielfliegerei müde – ein eigenes Büro für Beratungen und Dienstleistungen im Personalwesen. Als er 1975 zum Stellvertreter des Zürcher Stadtarchivars gewählt wurde, gab ihm dies die Möglichkeit, sich wieder vermehrt der Wissenschaft zuzuwenden. Seine Lehrveranstaltungen an der Universität Zürich ergänzten den eher auf Russland ausgerichteten Schwerpunkt des 1971 geschaffenen Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte durch die südosteuropäische Perspektive auf fruchtbare Weise. Sie schlugen sich in einer Reihe von Dissertationen und Lizentiatsarbeiten sowie 1994 in einem Aufsatz-Sammelband «Zuflucht Schweiz – der Umgang mit Asylproblemen im 19. und 20. Jahrhundert» nieder, der aus einem gemeinsamen Seminar hervorgegangen ist.

Als Stellvertreter des Stadtarchivars vermochte Zimmermann seine kreativen Fähigkeiten in zahlreiche, vielbeachtete Ausstellungen einzubringen, die er in Zusammenarbeit mit der Präsidialabteilung der Stadt Zürich konzipierte. Sie galten nicht nur der Zürcher Stadt- und der Schweizer Geschichte, sondern auch Persönlichkeiten der Musikgeschichte und 1989 den schweizerisch-russischen Beziehungen. Für seine Ausstellung über Henry Dunant verlieh ihm das Schweizerische Rote Kreuz 1986 die Dunant-Medaille. Grosse Verdienste erwarb er sich überdies als Redaktor des «Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft» in den Jahren 1980 bis 1993. Auf den 1. März 1989 wurde Zimmermann zum Stadtarchivar gewählt. Als solcher trat er mit dem Erreichen der Altersgrenze zwar in den Ruhestand, setzte seine Lehrtätigkeit an der Universität Zürich jedoch bis zum Wintersemester 1994/95 fort. 1994 gab er unter dem Titel «Von der alten zur neuen Freimaurerei» den Briefwechsel und die Logenreden Diethelm Lavaters (1743–1826) heraus. Zu seinem 70. Geburtstag (1995) ehrte ihn die Abteilung für Osteuropäische Geschichte des Historischen Seminars mit einer Festschrift.

Was die Wirkung der Persönlichkeit Werner Gabriel Zimmermanns in besonderem Masse ausmachte, war die Verbindung von umfassender Bildung und Gelehrsamkeit im besten Sinne mit Weltläufigkeit und der Fähigkeit, Geschichte öffentlichkeitswirksam zu vermitteln.

Carsten Goehrke

Impressum

© September 2015
Universität Zürich
Nekrologe 2014

Herausgeberin:
Universität Zürich
Universitätsleitung

Beauftragte:
Inge Brunner

Publishing:
Kommunikation
Roger Nickl, Thomas Gull
(Redaktion)

Gestaltung:
Kommunikation
Thomas Poppenwimmer

Foto:
Ursula Meisser (Titel)

Auflage: 2800

Adresse:
Universität Zürich
Rektorat
Künstlergasse 15
8001 Zürich
Telefon 044 634 22 11
Telefax 044 634 22 12
E-Mail: rektorat@rektorat.uzh.ch

Druck:
Neidhart + Schön AG, Zürich